Die Christliche Welt

HERAUSGEBER: PROFESSOR D. MARTIN RADE

Nr. 2 — Gotha, 20. Januar 1927 — 41. Jahrgang

Inhalt: Eine neue Verantwortung [Sp. 49] — Die Mission und die neue Zeit. 2. Prüfung [Sp. 50] — Das Wort und die Frage nach der Kirche. Zur Theologie Gogartens [Sp. 57] — Ein Wort zur Todesstrafe [Sp. 61] — Grundfragen der katholischen Kultreform [Sp. 64] — Römischer Brief [Sp. 67] — Von Friedrich Naumanns Kindheit und Jugend. 2. Lichtenstein [Sp. 70] — Weltliche Weihnachtsfeiern. Ein Nachklang zur Festzeit [Sp. 77] — Dies ist der Tag des Herrn [Sp. 79] — Bemerkungen zu D. J. Schneider: Die kirchenstatischen Ergebnisse der Gegenwart [Sp. 81] — Bücher und Schriften: Das Buch Im Anfang (Buber); Reines Christentum (Katzer); Der große Unwissende (Dallago); Mystische Gottsucher der nachreformatorischen Zeit (Windel); Pestalozzi ein Führer zum wahren Christentum (Schneiderreit); Lebenstag eines Menschenfreundes (Schäfer) [Sp. 82] — Neuentdeckte Denkmäler aus frühchristlicher Zeit: Basilika vor Porta Maggiore, Gnostische Grabmäler [Sp. 84] — Aus der Welt der Mission [Sp. 86] — Vom Katholizismus der Gegenwart [Sp. 88] — Wöchentliche Chronik [Sp. 92] — Verschiedenes: Zu unsern heutigen Artikeln; Kleine Mitteilungen [Sp. 94] — Versammlungskalender [Sp. 94] — Anzeigen

Eine neue Verantwortung

Pflüget ein Neues. Jer. 4, 3 Hos. 10, 12

Wir waren eine Anzahl protestantischer Männer in ernster Beratung zusammen. Es wurde den ganzen Tag über viel und von vielen Dingen geredet, gut und minder gut, wie das von jeher so war. Aber eine gewisse Stimmung lag über dem Ganzen, die unterschied diese Aussprache von früheren. Lange fand ich den Schlüssel nicht dafür, worin das liege, und warum das so sei. Mit Einem Male wurde es mir klar: eine neue Verantwortung wirkte sich in und unter uns aus.

Es hat selbstverständlich immer Verantwortung gegeben, die einem zukam und die man fühlte. Vor dem Kriege, im Kriege. Unter der alten Verfassung und den alten Zuständen überhaupt. Aber es war eine bürokratisch-subalterne. Die neue ist eine demokratisch-souveräne.

Es liegt uns bei diesen Ausdrücken gar nicht an irgendwelcher parteiischen Beleuchtung. Die neue Verantwortung ist Gemeingut. Sie ist Fügung. Sie ist Geschenk, das Niemand abweisen kann, der ein lebendiges, ernsthaftes Kind seiner Zeit ist. Unwillkürlich wirkt es; man muß nur die Augen dafür öffnen.

Um es vom Politischen her zu illustrieren: wenn Kahl, Meinecke und Radbruch in Weimar zu den akademischen Kollegen redeten — wenn Wirth, Löbe und Haas ihren Ruf hören ließen, taten sie das unter dem Zwang dieser neuen Verantwortung. Und wenn die Deutschnationalen auf den Boden der gegebenen Verhältnisse treten und mitregieren wollen, ist das nicht anders. (Man redet vom Machtwillen, als ob er etwas Schlechtes wäre. Er kann es nur sein. Macht und Verantwortung gehören immer zusammen. Die neue Verantwortung ist die Folge neuer Machtbedingungen.)

Viel deutlicher als im staatlichen Leben tritt die neue Verantwortung im kirchlichen auf. Und vielleicht darf man hoffen, daß sie sich hier so gründlich durchsetzt, daß wirklich noch etwas Neues, Rechtschaffenes aus unserer Kirche wird. Daß unsere Kirche die Stunde begreift und der Stunde dient. (Vgl. Nr. 1 Sp. 45.)

Es wurde in der Versammlung, von der wir ausgingen, so gut wie nichts gesagt, nur um etwas zu sagen, bloß disputandi causa, bloß aus Interesse für die Sache. Sondern die Worte bekamen ihren Ton und Ernst von der Nötigung, daß es ein Handeln gilt, ein Mithandeln nicht nur, sondern letztlich ein definitives, entscheidendes. Nicht als ob man die Macht besessen hätte, letzte Entscheidungen zu fällen, Endgültiges zu tun. Aber man war Glied im Ringen der entscheidend Handelnden. Man war nicht innerlich abhängig von einer „Obrigkeit", nicht gehemmt oder geborgen durch „Instanzen"; man stand dem, was werden soll, unmittelbar gegenüber. Angewiesen darauf, mit Andern zu kämpfen und sich zu verständigen, Glied am Leibe, aber eben Glied. Glied, auf das es ankommt. Auf ein jedes. Gleichen Rechts, gleicher Würde, gleicher Bürde.

Eine neue Verantwortung. Vielleicht hat es sie irgendwo in der Weltgeschichte schon gegeben. Vielleicht oft. Aber für uns ist sie neu. R

Die Mission und die neue Zeit

2. Prüfung

1. Was geht da „draußen" vor sich? Ist es nicht dasselbe, wie „drinnen"? Ist es nicht so etwas, wie ein Sturz der Götter? Es geht eine seltsame Klage unter uns um. „Unter der Berührung mit der abendländischen Kultur sind in der nichtchristlichen Welt größte religöse Werte teils schon zusammengebrochen, teils unaufhaltsam in der Auflösung begriffen: der chinesische Universismus, der moslemische Gottesherrschaftsgedanke, die mit der Sippenorganisation aufs engste zusammenhängenden Splitterreligionen der Primitiven [1])." Oder: man sieht den Untergang von Sitte und Sittlichkeit in der Welt des Islam, ohne daß neue Bindungen in Sicht wären [2]). Es beklagt der Christ den Untergang des „Heiden" unter dem Ansturm der Maschine! Und da, wo der Heide noch auf unberührten Inseln steht, lernen wir späten Respekt vor der ethischen Weisheit, die in der Bindung des Primitiven in Sippe und Stamm investiert ist [3]). Ist nicht das stille Geständnis dabei, daß das alte Heidentum dann immer noch besser war, als das, was nun kommt? Die stille Furcht, es möchte unsere Arbeit — auf das Ganze der Zukunft gesehen — der heimlichen Gegenstandslosigkeit verfallen sein? Sollte es dahin kommen können, daß der Mission — angesichts der paralysierenden Zeichen der Zeit — ein Beischmack von Romantik sich zugemischt fände? Die zuversichtlichen Fanfarenklänge von der „offenen Tür" machen die Melodie nicht mehr. Immer vernehmlicher schwingen noch andere Töne, schwingen unheimliche Bässe mit. Die Mission „ist im Grunde die Flucht vor den gewaltigen religiösen Aufgaben der modernen Kulturvölker". Sollte diesem Satze Heitmanns [4]) gegenüber unserer individualistischen Frömmigkeit etwa ein scharfes Körnlein allgemeiner Wahrheit innewohnen? Stehen nicht gerade darauf die Zeichen der Zeit: Die Aufgaben, denen wir „drinnen" vielleicht ausgewichen sind, jetzt haben sie uns draußen gestellt? Die Larven des alten Götzentums „draußen" sinken, und dahinter steht — voll

[1]) Julius Richter im „Jahrbuch" S. 39.

[2]) Erich Meyer, Ev. Dtld. 45, 356. Derselbe, CW 1926 Nr. 7. Karl Klinghardt, ebenda 1926 Nr. 4 und 20.

[3]) Bruno Gutmann, Das Recht der Dschagga. München, C. H. Beck 1926.

[4]) Großstadt und Religion 1, 116.

ausgereift — die Drachensaat des neuen, die wir kunstvoll eigenhändig „drinnen" gesät haben? Sollte es so sein: daß Mission etwas würde wie eine Flucht des müden Christentums zu den alten Heidengöttern vor dem Ansturm der neuen Weltgötter? Und nun verfolgen sie uns und stellen uns mit Übermacht dort, wo wir hin flohen?

2. Der Machtwille der gedrückten Nation! Er eint in Indien die Kasten. In Palästina Christen und Mohammedaner. Auf Jawa Bolschewiken und Chauvinisten. Es wittert der heidnische Patriot geheimen Zusammenhang von Mission und Imperialismus der weißen Rasse und ruft nach Renaissance des angestammten Glaubens.

Und der Machtwille der gedrückten Klasse! Die Negergroßstadt in Südafrika ist da [5]). Der Mammon entwurzelt die Primitiven und schleudert die Massen der Schwarzen samt Greueln und Götzen unaufhörlich in ihren Schlund. Auch bei den Antipoden das Schlagwort der europäischen Humanität: Freiheit! Menschenwürde! Aufklärung! Gerechtigkeit! Das kommunistische Manifest bereitet sich zur Eroberung von Kontinenten.

Der Weltkrieg hat eine dämonische Vision von Macht und Gold gegeben, und der Zauberstab der Technik gehorcht auch in den Händen der Schwarzen. Wir erleben eine neue Theogonie. Die „Neuen Götter" erobern die Erde. Wir selbst haben sie geboren und ihren Wagen gezogen. Und die Erde ist klein geworden. Die neue Herrschaft umspannt sie leicht. Das „Draußen" liegt heut schon in den Grenzen des „Drinnen". Die „Stadt" überspannt schon das „Feld". Es findet die moderne Schlacht ihre Entscheidung nicht an der „Front", sie findet sie im Herzen der Heimat selbst:

Die Krisis der Mission ist die Krisis des Christentums.

3. Was hätten wir in Europa in einer Lage getan, wie sie sich jetzt in China findet? Zu den Nägeln, welche die Chinesen in ihr eigenes Fleisch trieben, haben wir, die Fremden, die unseren noch hinzugetan: Mangel an Verständnis für den Chinesen, Schmuggel von Opium und von Waffen, Rassenstolz, ungleiche Verträge, Angriff und Besitzergreifung [6]). Was hätten wir in dieser Lage getan? Hätten wir zuerst an unsere eigenen Fehler gedacht? Hätten wir versucht, der Notlage gerecht zu werden, in der sich chinesische Imperialisten beim Schießen auf der Alsterpromenade in Hamburg etwa gefunden hätten: wir deutschen Christen und Kirchenmänner? Diese Frage gilt nicht irgendeiner Person, zu allerletzt einem ausgezeichneten Kenner und vornehmen Beurteiler, wie es Oehler ist [7]). Sie gilt mir, dem Laienchristen daheim, der Kirche und der Theologie daheim. Waren wir es nicht, die dieses geistige Milieu schufen, das der Missionar mit hinausnehmen mußte, waren wir es nicht, die diese Basis von der Vergangenheit unkritisch übernahmen, sie befestigten, weil wir fanden, daß sich darauf leben ließ, und weil wir in unserer Frömmigkeit uns auf ihr saturieren konnten? Wenn jetzt chinesische Führer die sittlichen Bindungen des Evangeliums zu ihren Gunsten beanspruchen, haben wir dann das Recht, ihnen in den Arm zu fallen mit dem Spruch: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt"? In wessen Schutze brachten wir ihnen denn diese Botschaft? War es nicht im Schutze unserer Geschwader? War es nicht im Schutze der „ungleichen Verträge" [8])? Mag sein, daß Feng Religion und Politik vermengt. Taten wir aber etwas Anderes? Entsprang unsere Haltung nicht bereits einem Zustand des Vermengtseins? Einem Zustand der überkommenen Gewohnheit, der bei uns bereits unbewußt, der „Natur" geworden war? Darf die Kreatur in dem Augenblick, wo sie mit ihrer Existenz durch den absoluten Gefährdungspunkt hindurchzugleiten droht, nach der Hilfe des Evangeliums ausschauen? Dies ist es, was der politische Mensch heut in China tut. Wie nun aber, wenn der Mensch des Evangeliums — und mit diesem Anspruch kamen wir nach China — in diesem kritischen Augenblick seiner eigenen Existenz nach der Hilfe der Politik ausschaut? Jenseits aller grundsätzlichen Erörterung, nur rein nach der Billigkeit des menschlichen fair play — auf wessen Seite ist dann noch das bessere Recht?!

Wir Christen in Deutschland sind nicht schuld daran, wenn jetzt die deutsche Armbinde in China als Schutz wirkt. Wenn es auf uns angekommen wäre, so fänden wir uns heute mit den Anderen in der gleichen Verdammnis.

Gott der Herr ist schuld daran, der uns 1918 die rechte Hand abgehauen und sie in die Gehenna geworfen hat. Damit wir jetzt mit der Linken könnten ein ganz Neues pflügen.

4. Das „Wort Gottes", das in unserer Hand ist, scheint kein „zweischneidig Schwert" mehr zu sein. Es fährt nur aus nach dem Mammonismus und Zäsarismus unserer politischen Gegner. Wehe, wenn dort Religion mit Politik vermengt wird! Wenn es sich aber gegen den eigenen Zäsarismus und Mammonimus, der unsere irdische Existenz in seiner Ordnung sicher stellt, zu kehren beginnt, dann fallen wir ihm mit dem Mut der Verzweiflung in den Arm. Denn der Hieb, der ihm in der Klinge sitzt, bedroht unsere Existenz.

„Wort Gottes"! Ein zweischneidig Schwert. Keiner kann es führen, ohne daß es auch ihn selbst schlüge. Ja, ihn selbst zuerst.

Sollte uns etwa das rechte Schwert verloren sein?

Wir Pfarrer und Deutsche müssen für den Arbeiter und Chinesen reden. Wir müssen das Wort reden, welches uns schlägt. Ja, erschlägt. Dann erst wird man ihm trauen. Für uns zu reden, müssen wir dem Arbeiter und Chinesen überlassen. Vielleicht, daß es dann auch ihn schlägt.

Wir Pfarrer in Deutschland, haben wir es nicht ein wenig sehr leicht, für die „Reinheit" des Evangeliums zu kämpfen? Für die sorgsame Trennung seines himmelheißen Feuers von dem gefährlichsten Dynamit der Erde, der Politik?

Aber der Arbeiter! Aber der Chinese!

Religion und Politik mochten sich wohl trennen lassen in einer Welt, in der es sich der Glaube zur Tugend rechnete, das Spezimen einer moralischen oder erkennenden oder empfindenden Innenwelt zu sein. Hier ließ sich ohne Verantwortung für den Staat leben, den Staat, der jene Verkapselung des religiösen Lebens nach allen Seiten hin umschloß, in seinen Geweben trug und mit seinen Säften speiste, wie man ein fremdes Lebewesen in seinem Körper nährt. Die Illusion einer verantwortungsfreien Frömmigkeit wurde gestärkt durch eine Mission, in der sich dieser individuale Typus in eine neue Fremdwelt ausführte, an deren geringem Niveau er leicht und dauernd den eigenen Wert ablesen konnte, in die er durch keinerlei Gemeinschaftspflicht hineingebunden war, aus deren Stammes- und Religionsverband im Gegenteil den Einzelnen herauszulösen, Methode und Aufgabe zugleich war.

Was nun aber, wo wir selbst mit dem Maß gemessen werden, mit dem wir Andere zu messen pflegten? Früher war die Illusion wohl möglich, daheim Religion und Politik, „Christentum" und „christliche Gesellschaft" zu trennen, ganz selbstverständlich aber draußen den Heiden zu missionieren und zugleich im Schutze des politischen Verbandes zu stehen gegen ihn. Die Illusion wurde da plötz-

[5]) Vgl. etwa „Jahrbuch" S. 14. 15. — Basler Jahresbericht S. 27. 51.

[6]) Aus der Botschaft des Chinesischen Christenrates, Jahrbuch S. 26.

[7]) Ebenda S. 24 ff.

[8]) Vgl. den britischen Vertrag von Tientsin und den französischen Parallelvertrag nach dem Zitat im Basler Jahresbericht 1926 S. 10.

lich offenbar: die Trennung war nur fiktiv. In der Heimat hatte sie sich aufrecht halten lassen. Draußen aber kam es an den Tag, daß die Verknüpfung von Religion und Politik faktisch schon immer bestand, ja, daß in ihr meinem persönlichen homo religiosus die Existenz verbürgt war. Heute aber enthüllt sich die Welt der Kreatur in der Gemeinsamkeit des Einen Fleisches. Heute kann nicht mehr mit zweierlei Maß gemessen werden.

Doppelte Moral wird bei uns Christen offenbar. Das Christentum ist kein Bezirk mit Exterritorialität in der Welt, in der man sich mit halber Verantwortung und sozusagen unter Vorbehalt in Sicherheit bringen kann, um von diesem Porte aus die Anderen zu retten.

Die Welt ist Ein Acker, und auf ihm steht tatsächlich Beides zusammen: das Unkraut mitten unter dem Weizen.

Und wir wissen noch nicht einmal, ob wir der Weizen sind.

5. Unser Bauernstand darf als die Stütze einer christlichen Gesellschaft gelten. Er ist in seinem Beharrungsvermögen wenigstens so etwas wie ein Überrest, der auf uns gekommen ist. Die bäuerliche Rechtfertigungslehre steht ungebrochen der biblischen gegenüber. Wie oft müssen wir Landpfarrer uns predigen lassen: daß es dem Nachbarn so schlecht ginge, daran sei er nur ganz allein schuld. So heißt es vom eigenen Standesgenossen. Wie es vom Arbeiter heißt, ist bekannt. Von dem Verhängnis, das in dem Worte „Masse" eigentlich schon unser Aller Schicksal geworden, dämmert ihm eben gerade ein verhaßter Schimmer. Der Gerechte baut seine Hütte im Segen. Er baut sie im Segen, folglich ist er gerecht. Nicht selten begegnet einem Landpfarrer der Fall, daß zwei junge Leute den Widerstand der Eltern gegen den Eheschluß brechen wollen durch ein Kind, das sie vor der Ehe miteinander haben. Denn das gilt immerhin noch als Schande. Aber oft ist auch hier schon der Mammon mächtiger. Das aber gilt nicht als Schande, seine Kinder um des Mammons willen zur Hurerei zu treiben. — Wie kommt es, daß zwei Bindungen unserem christlichen Stand so gar nicht eignen? die religiöse Bindung: Die Erde ist Gottes und Alles, was darinnen ist; Besitz ist von Gott zu Lehen genommen. Und dann der profane Gedanke der Standesmoral: Besitz verpflichtet. Besitz ist Dienst.

Schweigt das Evangelium vollkommen zu unserer herkömmlichen Besitzmoral? Ja, findet sie Billigung bei ihm? Man muß sich fragen, ob nicht die weltliche Aristokratenmoral in der Forderung „der königlichen Tat" der Bergpredigt um einige Längen näher stand als die geistliche Apologie des Dekalogs bei dem Volksentscheid zur Fürstenenteignung. Warum ist es in Deutschland so ganz unmöglich, einmal diesen Punkt, an dem es um den Besitz geht, unter Männern ruhig zu besprechen? Wenn es um den Herren geht, der Christus heißt, dann sind wir zu großartiger Toleranz bereit. Wenn es aber um den Herren geht, der Mammon heißt, dann wird es ernst! — Was die christliche Bauernmoral im Kleinen ist, bewährt die christliche Zäsarenmoral im Großen. Der Angelsachse ist in Gottes Auftrag gegen uns zu Felde gezogen, um Gog und Magog in der Schlacht von Harmaggedon zu besiegen [9]).

Was sich da mit frommer Hingabe gegen die Götzen draußen kehrt, aber von denen drinnen lebt, wie — wenn es nur Menschenwort wäre? Wenn „Christentum" dem „Fürsten dieser Welt" die Ideologie darböte, mit der er sich tarnte unter uns? Wie, wenn der Heide und Bolschewik gegen uns Recht bekäme? Wie, wenn auch nur ein Korn Wahrheit in seiner Anklage gegen uns zeugte?

Warum hat die Kirche geschwiegen? Warum? Warum hat sie nicht geschrieen? Wer will denn sonst schreien, wenn nicht sie? Sie hat das Wort. Sie allein. Das Wort ist ihr zum Pfunde gegeben, und sie hat nicht gewuchert. Das Wort ist ihre Waffe, und sie hat nicht gekämpft. Das Wort ist ihre einzige Waffe, und diese eine hat sie nicht gebraucht.

Die Kirche hat nicht geschrieen. Nun aber schreien die Steine.

6. Die Lage der Mission in der Welt verstellt dem Christentum geradewegs die Bahn mit der Frage nach der Politik. Es steht dahinter die elementarste Frage des ζῶον πολιτικόν [10]), nämlich wie es als solches auf der Erde lebe, die Frage nach der Ordnung, in der es die Kreatur im permanenten Chaos ihres Falles aushalte. Es ist die elementare Frage des menschlichen Existierens, und zwar in der Verantwortung, der die Offenbarung zu Teil geworden ist.

Die Erkenntnis der Existenz als des primum factum ist jeder anderen Erkenntnis vorausgegeben. Jede andere Erkenntnis, auch die von Wort und Wesen, von Norm und Gesetz steht zu ihr in dem Verhältnis der Bedingtheit. An der Existenz kann man nicht zweifeln. Denn im Zweifel beweist man sie. An allem Anderen kann man zweifeln. Der Mensch aber existiert nur — entsprungen aus Vater und Mutter, aus der Gemeinschaft des einen Fleisches; er ist in seiner Existenz gegeben — der alte Heide behält Recht — als das ζῶον πολιτικόν, und jede Verneinung dieses Faktums geht jedesmal unmittelbar der Existenz an die Wurzel. Das, was man Politik nennt, ist nichts weiter als die Kulminationssphäre des Existentiellen. Sie enthält alles alltägliche Leid der Erde in sich zum Knoten geschürzt. Sie enthält aber auch in sich das absolute Leid der Kreatur in der Empörung: die Ohnmacht ihres Willens zur Macht: nicht zu sein „wie Gott". Wie will sich Existenz und Leid von „Offenbarung", „Evangelium", „Wort Gottes" trennen lassen?

Wer den Missionsgedanken „rein" erhalten will, muß ihn vom Existentiellen trennen. Diese „Reinheit der Verkündigung" steht aber bereits selbst in dem Verdacht, in Sünden empfangen und geboren zu sein. An Apologetik gegen die Andern und Kritik an Bibel und Dogma hat es nicht gefehlt. Aber auch die nach innen gekehrte, gegen sich selbst gewandte Energie steht dem theologischen Gedanken gut an: die Selbstkritik. Sollte sie nicht einmal „die Reinheit unserer Verkündigung" prüfen auf die Reinheit ihrer Motive? Sollten diese Motive nicht unbemerkt von den Instinkten der Selbstliebe durchsäuert sein? Wollen wir das Evangelium vom Leibesleide des Bruders fernhalten, weil wir fürchten, seine Hilfe für ihn möchte für uns Gericht bedeuten? Wo in der Welt gibt es ein Leibesleid, das nicht auch Seelenleid wäre? Wir Pfarrer haben das Leibesleid an den Arzt verloren, und nun merken wir, daß die Seele auch mitgegangen ist. Beim Arzt ist man immer schon gewesen, und zum Pfarrer kommt man — wenn man überhaupt kommt — nachher. Wir Pfarrer sind nicht mehr das Beichtohr unseres Volkes, aber unsere Ärzte, was hören die nicht alles! Sie schicken sich da und dort bereits an, in den Irren- und Nervenanstalten, mit den Dämonen zu kämpfen, und das tun sie aus den Kräften der natürlichen Sympathie der Kreatur. Und wir Theologen klammern uns an die Reinheit unserer Verkündigung. Dämonen aber können unsre Gebete nicht mehr austreiben. So steht es im privaten Leben, und so steht es erst recht im öffentlichen Leben. Den Dämonen, die dort umgehen, sind wir am Ende selbst verfallen. Das neunzehnte Jahrhundert trägt das Stigma des Schizophrenen. Das Jahrhundertende lehrt, daß der Sieg des Kampfes im Doppel-Ich von den Mächten des entfesselten Stoffes davongetragen wurde. Die „Reinheit der Verkündigung" ist ein Satz, der nicht erkannt ist als das, was er ist: als Theologem des Ressen-

[9]) Paul Schütz, Religion und Politik in der Kirche von England. Gotha, Leopold Klotz 1925, S. 23.

[10]) des politischen bürgerlichen Lebewesens (Aristoteles). DH

timents. Gottes Wort ist souverän. Gottes Wort wird Menschenwort — immer — in der Antastung dieser Souveränität. Gottes Wort kann der Welt ganz fern sein. Es kann sie in ihrem Fall einsam dahinfahren lassen. Vielleicht, daß unsere Christenheit heute ohne Gottes Wort ist, und daß Gott den Heiden und dem Teufel ein Wort für die Christenheit in den Mund gegeben hat. Denn selbst das gehört zur Souveränität des Worts.

Es ist uns gelehrt, daß „Gottes Wort" Same sei. Same gehört in keinen Sterilisierkasten. Je steriler der Same, desto unfruchtbarer. Sterilität ist Tod. Der Same gehört in die Erde. Ja er wird geradezu in ihr begraben. Und je schwerer ihre Sättigung mit verwesendem Organismus, desto besser. Mit ihm muß der Same ganz zu Erde werden. Er muß sich bis zur Verwesung unbarmherzig mit ihr mischen. So, und so allein, gibt er Frucht.

Die Kreatur in der Endlichkeit lebt aus merkwürdigen Widersprüchen. Der Prädestinatianer war der klassische Aktivist der Religion. Der Mann „sola fide" schuf die bürgerliche Berufsmoral. Der mittelalterliche Mensch lebte „dieses Leben" als Episode und hat der Erde das Bild der civitas Dei am tiefsten aufgepreßt. Der Urchrist stand schon mitten in den „letzten Dingen" und hat wie kein Zweiter die neue Möglichkeit eines Weltalters der „vorletzten" geschaffen. Weil das Reich nicht von dieser Welt ist, gerade davon und dazu hat es Existenz in ihr. Gottes Wort ist von Gott, ja ist Gott, absolut — und doch „ist" es erst im Fleisch. Es richtet diese Welt bis in den Grund hinab und baut sie dadurch vom Grund her auf. In den dunklen Raum, in dem wir stehen, fällt ein Licht. Das Licht fällt auch auf uns. Und plötzlich wissen wir uns von den Gegenständen eingekreist, unterworfen, mit ihnen zusammengebunden und zwar unentrinnbar. Wir sehen plötzlich, daß in dem Raum, in dem wir standen, ein Mensch gemordet wird. Sollen wir stille stehn und erst durch Reflex und Spekulum das Licht auf seine Reinheit prüfen? Wir sehen auf unsere Hände und sehen, daß sie in Blut getaucht sind. Dieses Rot ist uns ganz unerträglich. Und erst der Gedanke, daß wir gemordet haben sollen! Wer wollte es uns übel nehmen, wenn wir dieses Licht hinwegreflektieren und spekulieren? Wir sehen plötzlich, daß das chinesische Volk von Dämonen zur Schlacht geritten wird. Wir sehen plötzlich, daß unser eigenes Volk von Dämonen zur Schlacht geritten wird, und daß wir selbst es sind, die diese Dämonen gezeugt haben. Können wir da weiter auf unsrem seligen Felsen ruhen, auf unserer theologischen Flöte das Thema von der Religion, die mit Politik nichts zu tun habe, weiter mit Meisterkünsten variieren und ihm uns weigern, ihm, dem Wort, wenn es auch unseren Felsen zerschmeißen will?

7. „Eins ist Not. Maria aber hat das gute Teil erwählt." Gibt es wirklich kein anderes Gleichnis für uns, ausgerechnet für uns, die Generation des Weltkriegs und der Weltrevolution als das Schwesternidyll in Bethanien? Ist das eine Exegese, die Verantwortung trägt in einer Stunde der Zeit, wo die Aufgaben uns anspringen von allen Seiten wie verhungernde Tiger? Oder ist es Exegese der Verlegenheit? Kann es überhaupt für einen Theologen Erkenntnis geben ohne Verantwortung? Und die Verantwortung — fließt sie nicht aus der Aufgabe? Man kann nicht von Verantwortung reden ohne eine konkrete Aufgabe [11]). Theorie und Idee ist geradezu verantwortungslos in ihrer Selbstbehauptung. Die Aufgabe aber ist eindeutig da und greifbar wie die Erde, durch die wir stehen. Und die Aufgabe bindet, wie die Erde bindet, Jeden, der auf ihr schreitet und von ihr lebt. Ohne Verantwortung und Aufgabe ist in der Welt nur Scheinreligion. Das „Jetzt und Hier", das „Fleisch und Blut", das „Heute, Heute" ist Element der Existenz, auch für die Religion. Unser Christentum ist leer, unsere Predigt eine rituelle Angelegenheit, weil ohne Aufgabe. Oder — noch viel schlimmer, gefüllt mit Aufgaben, die wir uns ausgesucht haben, die wir uns eingebildet haben, die wir bei Fremden entlehnt haben, bei den Idealisten oder Romantikern, bei den Sozialisten oder Monarchisten, bei den Philanthropen oder Humanisten.

Die Aufgabe des Glaubens wird verhängt. Möglich, daß wir gut daran tun. Möglich, daß uns die Instinkte warnen, die das Leben erhalten.

Vielleicht — daß man hier sein Leben verlieren wird. Vielleicht, daß hier in der Nähe dieser Aufgabe, die verhängt ist, das von uns allen gemiedene einsame Kreuz steht.

Unter dem Weltaspekt der Mission, da wird unsere Lage offenbar. Da haben wir keine Rückendeckung mehr. Da sind wir mit offenen Flanken preisgegeben. Den halben Ernst, den wir uns in der Bequemlichkeit unseres heimischen Privathauses samt der dazugehörigen Theologie leisten mögen, der gilt hier nicht. In der Mission steht das Christentum auf dem Forum der Welt. In der Mission stehen wir vor dem Dritten, vor dem fremden Menschen, der die theoretischen Selbstrechtfertigungen unseres Glaubens gar nicht begreifen kann, der, wie hoch auch immer seine Kultur sein mag, letzten Endes nur nach den „mitfolgenden Zeichen und Wundern" ausschaut. In der Mission wird das Evangelium vor der Welt gewagt. Gewagt und gewogen nicht mehr nur, wie früher, in der zufälligen Person eines einzelnen Boten — sondern in der Totalität unserer gemeinsamen Existenz (in ihr werden wir nämlich kontrollierbar). In der Mission stehen wir vor unsren Gegnern. Da stellen sich die Fürsten und Gewaltigen, die Geister, die unter dem Himmel sind. Gerade dort kulminieren die „Gewaltigen der Finsternis", wo es um die Macht geht: in der Politik. (Das Christentum, das diesen Kampf meidet, wird erst recht in ihn hineingerissen. Jetzt sind wir selbst von den Dämonen geritten. Wir sind bereits „Partei".) Die Politik zeichnet die Kampfzone, in welcher der Antichrist seine Sturmglacis plaziert.

Deshalb ist gerade dem Christus verhängt gewesen, dem Christus mit dem „Reiche nicht von dieser Welt", hier in den Entscheidungskampf verwickelt und hier geopfert zu werden. Der Sohn Gottes erfüllt den Willen des Vaters als eine politische Gestalt. Jesus Christus, König der Juden! In seiner Spur gehen die Märtyrer der klassischen Jahrhunderte. Sie weigern dem Augustus die Libation und sterben. Was Anderes ist es als dieser Entscheidungskampf, den der Apokalyptiker von der Höhe der Urzeit her sieht für alle irdische Zeit? Ist die Reformation nur eine neue Theologie zu der Frage, wie man einen gnädigen Gott kriegt? Ist sie nicht Protest? Protest des Christus auf dem sehr hohen Berge, von dem man alle Reiche der Welt sieht, Protest gegen den Antichristus, den Menschen der Sünde, der sich wie von Uranfang der Schöpfung noch immer auf den Stuhl Gottes in der Welt zu setzen trachtet? Lebt der heimliche Urprotestantismus noch in der Kirche, die von ihm den Namen hat?

Freilich — nur Protest. Aber jener eine kostbare unersetzbare Protest, der im ganzen Reiche der Kreatur nirgends erhoben wird, wenn nicht hier: der Protest der Kreatur gegen sich selbst.

Der Fürst dieser Welt ist heute um vierhundert Jahre mächtiger, älter und weiser geworden als in den Tagen der Reformation. Der vergottete Mensch sitzt heute nicht nur in Rom. Es sitzt der Menschgott heute im Westen und im Osten auf dem Thron. Imperialismus und Bolschewismus dienen ihm beide. Er sitzt mitten unter uns auf dem Throne, den die gefallene Kreatur in ihrer Sucht nach Macht und Mammon ihm errichtet hat.

Schwabendorf Paul Schütz

[11]) Siehe dazu Eberhard Grisebach, Möglichkeit und Begründung der Ethik. Leipzig, Quelle und Meyer 1924.

Das Wort und die Frage nach der Kirche

Zur Theologie Gogartens

Gogarten hat im vierten Heft von „Zwischen den Zeiten" 1926 einen Aufsatz geschrieben „Das Wort und die Frage nach der Kirche" *).

Zu diesem Aufsatz muß wohl ein Wort gesagt werden. Sein Inhalt läßt sich kurz zusammenfassen: Der Neuprotestantismus will die persönliche Eigenart, den individuellen letzten Kern im Menschen im Lichte des Religiösen darstellen und zur Entfaltung bringen.

Die Prediger dieses Neuprotestantismus verkündigen nicht das Wort Gottes, sondern ihr Eigenes, ganz gleich ob sie pietistisch die Kirchenlehre auslegen oder den Sinn der Kultur vom Religiösen her verstehen wollen.

Die Kirche dieses Neuprotestantismus ist nicht mehr Kirche, wo nur das Wort lauter und klar verkündet wird, sondern „Gemeinschaft, die Jedem dazu verhelfen soll, ganz er selbst zu sein", und in der „werden diese Funken angefacht und werden sie zur lodernden Flamme der Gottheit, die die Vielen zur trennungslosen Einheit zusammenschmilzt".

Diese drei Sätze dürften das Wesentliche wiedergeben. Damit sei gerne zugegeben, daß alles Übrige, was Gogarten auf den 18 Seiten sagt, keineswegs überflüssig ist. Aber es beleuchtet die drei Grundsätze vom Wesen, der Wirksamkeit und der immanenten Gemeinschaftsbildung des Neuprotestantismus, der damit im Gegensatz zum Wort, zum Predigtamt und zur Gemeinde des Altprotestantismus steht, in einer Weise, die zu einigen Bemerkungen herausfordert.

Über den Begriff des Neuprotestantismus kann man nicht rechten. Viele verstehen darunter dies, daß der Protestantismus eine Wendung zur Wirklichkeit gemacht habe und diese wieder ernst nehmen lernte. Nicht als ob das der Altprotestantismus nicht auch getan habe. Aber die Kirchen hatten es verlernt, und so entstand der klaffende Riß: auf der einen Seite verkündeten sie das Wort; aber da die Wirklichkeit in Raum und Zeit für sie nicht existierte, stießen sie damit ins Leere. Und so wurde ihr Tun unbegründet und im tieferen Sinne unfruchtbar. Denn sie hatten zwar den Auftrag Gottes, das Wort zu verkünden, gehört und entzogen sich ihm nicht. Aber sie hatten nicht vernommen, daß dieser Auftrag von Gott für die Welt und die Wirklichkeit gemeint war. Dazu mußten die Kirchen, indem sie sich stets durchaus der Absolutheit des Wortes Gottes bewußt blieben, in die Formen von Raum und Zeit eingehen. Da sie das nicht taten, blieben ihre Worte bestenfalls nur Zeugnis, aber eben nicht Verkündigung. Denn in dem Wort „Verkündigung" liegt beschlossen, daß es irgendeine Möglichkeit geben muß — und wenn es eine paradoxe Möglichkeit wäre — sie zu verstehen. Das Wort der Kirchen blieb also leer und stieß in die Luft. Gegen diesen Tatbestand können auch Lutherzitate, die die Predigt des reinen Gotteswortes als alleinige Aufgabe der Kirche erweisen wollen, nicht helfen. Denn ganz abgesehen von durchsichtigen und oft fragwürdigen psychologischen Hintergründen dieser Lutherworte, auf die es jetzt und hier nicht ankommt, fand sich Luther in einer anderen Wirklichkeit als die heutigen Kirchen. Ja er wußte wohl nur unbestimmt um unseren Begriff der Ganzheit, der Totalität und der unwiderbringlichen Lebensverflochtenheit aller Dinge. Er glaubte, mit jener Predigt einzelne isolierte Teile dieser Ganzheit (etwa: Seelen) treffen zu können. Aber er fragte sich nicht, ob das möglich sei. Der Neuprotestantismus, wie man ihn vielfach versteht, stellt diese Frage wieder. Er glaubt damit dem Altprotestantismus gegenüber das Leben, das Endliche, das Relative, in seiner totalen Verflochtenheit und Gebundenheit erst wieder ernst zu nehmen und daher die Frage des Verhältnisses des Absoluten zum Relativen erst richtig stellen zu können. Wohlgemerkt, Neuprotestantismus als solcher in diesem Sinne hat also mit Immanenz, schöpferischem Menschengeist, Funken und Flammen oder gar mit Weltanschauung gar nichts zu tun.

*

Nun: Gogarten verwendet den Begriff Neuprotestantismus für das Letztere, und ist das sein gutes terminologisches Recht. Es handelt sich auch in keiner Weise darum, den Begriff Neuprotestantismus zu verteidigen und festzuhalten. Sondern es handelt sich darum, die oben genannten drei Sätze so zu verstehen, daß sie wirklichen Sinn gewinnen können.

Und da ist, wie ich glaube, auf Grund des oben Gesagten — indem wir nun aber ganz aus dem Bereich des Terminologischen heraustreten — Folgendes zu bemerken.

Zunächst zum Wesen der neuen Richtung, daß sie Eigenes sage, während der wahre Protestantismus Gottes Wort sage. Der Gegensatz ist in dieser Form nicht richtig, weil er nicht erschöpfend ist. Freilich: der gewöhnlich gemachte Einwand ist nicht treffend. Dieser lautet bekanntlich: die Kirche könne nur — sei es durch jeden Gläubigen, sei es durch ihre bestellten Pfarrer — das Wort verkünden, nachdem es Eigenbesitz, „Erlebnis", Prinzip wirklicher geschehener Erneuerung, also subjektiv geworden sei. Dagegen kann mit Recht gesagt werden, daß dann das Wort, das ein absolutes und ewiges ist, dem raumzeitlichen Verlauf seelischer Geschehnisse ausgeliefert werden müsse und daß es damit seinen wahren Sinn verliere. Denn es will ja gerade nicht Eigenbesitz sein, sondern Tod und Gericht über allen Eigenbesitz, auf daß „Gott sei Alles in Allem".

Also dieser übliche Einwand von der Seite des frommen Erlebens her, das sich seinen religiösen Besitz nicht „rauben" lassen will, sondern ihn immer wieder sich selbst glaubt garantieren zu müssen, ist nicht stichhaltig. Aber dafür ist ein Anderes zu sagen. Es geht nämlich geradezu ein starker Ruf durch die Kirchen, die katholischen sowohl wie die protestantischen, und dieser Ruf lautet: Wir sind des Eigenen, der Immanenz, der Selbstdarstellung unseres Christlich-Seins überdrüssig, denn wir wissen um seine Unkraft. Wir wollen wirklich wieder das reine Wort Gottes, freilich lauter und unverkürzt, also in seiner Fülle, predigen und hören. Wir wissen, daß über eine Stätte, wo das Wort Gottes so gepredigt wird, mehr Freude im Himmel ist als über neunundneunzig Kirchentage oder sonstige noch so tüchtige Äußerungen der Kirchen.

Dieser Ruf ist durchaus kein Reservatrecht der sogenannten Theologie der Krisis, sondern ertönt hier und da. Man kann ihn — um nur ganz Weniges zu nennen — etwa hören in der liturgischen Bewegung der katholischen Kirche, wo er nach Abzug des Ästhetischen als Kern übrig bleibt; oder man kann ihn hören da, wo in Gemeinschaftskreisen — unter der Voraussetzung, daß sie nicht vom Machtwillen und Richtgeist erfüllt sind — ein ernsthaftes Suchen nach dem Sinn und Anspruch der Schrift eingesetzt hat.

Gegen das, was Gogartens erster Satz sagen will, ertönt gelegentlich von neuidealistischer oder akademischer oder aktivistischer Seite oder von einer Seite, die zwei oder drei dieser Dinge vereinigt, ein Gegenruf. Aber darauf kommt es nicht an, vielmehr darauf, zu sehen, daß diese Dinge im Flusse sind und daß die empirischen Kirchen nicht mehr sein können und dürfen als der Schauplatz, auf dem sich der Kampf um das Wort Gottes abspielt. Und darum ist es ungenau, wenn Gogarten meint, die von ihm gesagten schmerzlichen Erkenntnisse dürfe man nicht scheuen, „wenn überhaupt Hoffnung sein soll, daß diese Situation (des

*) Zugleich ist Gogartens Sammlung seiner Aufsätze „Illusionen" (Jena, Diederichs 1925. 4, geb. 5,50 M.) berücksichtigt.

Protestantismus) sich zum Guten wendet". Die Situation wendet sich nämlich nicht dadurch zum Guten, daß Einige oder Viele oder die Majorität oder gar eine Kirchenversammlung einstimmig jene Erkenntnisse besitzt, sondern sie ist schon zum Guten gewendet, indem überhaupt jener Ruf erklungen und jener Kampf lebendig entbrannt ist. Und die Prognose Gogartens, daß „die Selbstauflösung der Kirche erfolgen muß; es sei denn, es werde ihnen (d. i. den Tatsachen, daß man Eigenes sagen und hören will) bei Zeiten Einhalt getan" klingt so, als ob man ein Rezept angeben könnte, um die Selbstauflösung der Kirche zu verhüten. Vielleicht wird von irgend woher der Einwand kommen, daß Gott die Kirche schon nicht untergehen lasse; das wäre natürlich in diesem Zusammenhang und an dieser Stelle eine allzubillige Ausrede. Aber treffend dürfte gesagt werden, daß die Entstehung jenes Rufes und sein Vernommenwerden die Schutzmächte sind, die, so lange sie lebendig bleiben, die Selbstauflösung der Kirche verhindern.

Daß die Lage in der Kirche wesentlich anders angesehen werden kann, als Gogarten denkt, geht auch aus Folgendem hervor. Er glaubt, der schärfste Einwand werde gegen ihn gemacht werden, weil er das Wort Gottes als absolut bezeichne, während es doch der zersetzenden wissenschaftlichen Kritik preisgegeben sei. Ich wüßte wohl keinen Gelehrten oder Kirchenmann zu nennen, der ihm diesen schärfsten Einwand überhaupt heute noch macht. Man wird sich darüber sogar verhältnismäßig leicht, an Luther, mit Gogarten verständigen können, daß Christus das Wort Gottes ist, aber so, wie er sich in dieser so und nicht anders uns gegebenen Schrift bezeugt, die wir zu verkündigen haben. Warum soll man sich also mit solch einem „schärfsten Einwand" aufhalten, wo es doch, wie ich glaube, den viel wichtigeren gibt: daß nämlich die protestantische Kirche nicht an dem Scheidewege ist, ob sie Gottes Wort oder das Eigene predigen und hören lassen will (denn es handelt sich da um einen fortdauernden Kampf, solange es eine Kirche geben wird), sondern vor dem andern Scheidewege, ob sie, wenn und soweit sie Gottes Wort predigt, dieses nach den Stimmungen, Gemütsbedürfnissen und Augenblicksnöten der Menschen zurechtmacht oder das ganze Wort Gottes in seiner Fülle für die Ganzheit des in sich verlorenen Lebens predigt.

*

Ist hiermit Einiges über die Kirche, den protestantischen Menschen und den Prediger gesagt, so muß doch noch zum Letzteren Folgendes nachgetragen werden. Gogarten zitiert Luther, der behauptet, der Prediger stehe als Prediger, also in Bezug auf den Akt der Wortverkündigung, gar nicht unter der Selbstkritik, religiös gesprochen, unter der Buße. Luther sagt das nun mit folgenden Worten:

Ein Prediger muß nicht das Vaterunser beten noch Vergebung der Sünden suchen, wenn er gepredigt hat (wo er ein rechter Prediger ist); sondern muß mit Jeremia sagen und rühmen Jer. 17, 16: Herr, du weißest, daß, was aus meinem Munde gangen ist, das ist recht und dir gefällig; ja, mit St. Paulo, allen Aposteln und Propheten tröstlich sagen: Haec dixit dominus, das hat Gott selbst gesagt. Et iterum: ich bin ein Apostel und Prophet Jesu Christi gewest in dieser Predigt. Hie ist nicht not, ja nicht gut, Vergebung der Sünde zu bitten, als wäre es unrecht gelehret. Denn es ist Gottes und nicht mein Wort, das mir Gott nicht vergeben soll noch kann, sondern bestätigen, loben, krönen und sagen: Du hast recht gelehret, denn ich hab' durch dich geredt, und das Wort ist mein. Wer solchs nicht rühmen kann von seiner Predigt, der lasse das Predigen anstehen; denn er lügt gewißlich, und lästert Gott *).

Ist es nun gut, wenn die auf Luther zurückgehenden Theologen so bestimmt und so sicher vom Objektiven reden, als ob es nicht nur in dieser Form unantastbar, sondern auch in irgendeiner raumzeitlichen Erscheinungsform konstatierbar wäre? Es könnte doch auch sein, daß für uns in der Klammer das Entscheidende steht: „wo er ein rechter Prediger ist". Und daß sich gerade in der Zaghaftigkeit und Gehemmtheit, mit der ein Prediger seinem Predigtwerk zusieht, und sich nicht für einen rechten Prediger hält, erweist, daß er ein rechter Prediger ist; daß er also behauptet, gerade er und gerade er immer brauche Vergebung für sein Stammeln von heiligen Dingen — als ob man die so „sagen" könne. Was für ein Kriterium wäre denn aufzustellen zum Beweis, daß der Prediger Gottes Wort, und nur unvermischtes Gotteswort, geredet hat?

Die Wiederholung der Wörter der Bibel, also die Verlesung der Schriftabschnitte? Aber damit begnügt sich ja keiner, und wenn er es täte, könnte er schon durch die Auswahl und die Anordnung ganz gefährliche subjektive Tendenzen hineinbringen.

Oder Kombination grundlegender Gedanken? Aber dann würde man individuelle, intellektuelle Fähigkeiten zum Kriterium über Gottes Wort erheben.

Oder: der Erfolg? Aber da würde selbst Luther Einspruch erheben, da der Erfolg, auch der Erfolg des Wortes, das nicht leer zurückkommt, für ihn nicht in einem empirischen Sinne konstatierbar ist.

Oder: das Bewußtsein des Predigers, daß er Gottes Wort gesagt habe? Hier stehen wir so völlig im Relativen, daß ein solches gutes Gewissen nichts denn Vermessenheit wäre.

Wer jenes Lutherwort sich einfach zu eigen macht, übersieht Zweierlei:

Einmal, daß dann jeder Prediger das Predigen anstehen lassen müsse. Und das ist ja wirklich die Situation, in der ein jeder steht. Es erweist sich dann, daß man deshalb so stark betont, man sei ein rechter Prediger, weil man sich vor sich selbst rechtfertigen will und ohne das sich in der Luft schweben sähe.

Das war aber — und das ist das Zweite — die Situation Luthers. Ohne daß er sich suggeriert hätte, er sei ein rechter Prediger und es sei alles in Ordnung, hätte er den Halt verloren. Er sah nicht die Verflochtenheit des ganzen Lebens, und daß man nicht einen Teil isolieren — gewissermaßen dem raumzeitlichen seelischen Verlauf entziehen — kann und sprechen: „Hier ist nun wirklich Gottes Wort." Denn es kann eben für uns in unserer menschlichen Lage nie alles in Ordnung sein, sondern in Allem und über Allem ist das große Fragezeichen, nicht eines der Skepsis, aber jenes, das mit dem Verhältnis des Ewigen zum Zeitlichen von selbst und unmittelbar immer gegeben ist.

Es liegt mir fern, allgemeine und verbindliche Schlüsse zu ziehen oder gar triumphierend festzustellen. Aber aus unseren Betrachtungen scheint mir eine entscheidende Hemmung gegenüber dem zwiefachen Beginnen Gogartens hervorzugehen: einmal an irgendeiner Stelle unseres raumzeitlichen Lebens konstatieren zu wollen: „Da hat wirklich Gott durch den Prediger gesprochen." Vielmehr ist dies: Gottes Wort zu sagen, die ewige Forderung, die über dem Prediger hängt. Aber jede vermeintliche Erfüllung ist nichts weiter gewesen als Versuch. — Sodann scheint mir in diesem einzelnen Beispiel der ungehemmte Versuch einer Luther-Restauration gerichtet. Der Beweis, daß in Luther und nur in Luther der wahre Sinn des Protestantismus gegeben sei, ist nicht geglückt.

*

Zu gleichen grundsätzlichen Feststellungen werden wir genötigt, wo es sich um die Gemeinschaft oder Gemeinde handelt. Es kommen hier zwei Sätze Gogartens in Frage: „Im Protestantismus ist mit dieser ecclesia, außerhalb der kein Heil ist, die Gemeinde derer gemeint, die dieses Wort hören." (Es wird weiter entwickelt, daß aus dieser Gemeinschaft keine bloße Gesinnungsgemeinschaft oder Erlebnisgemeinschaft werden könne.) Und ferner: „Das ist nach protestantischer Lehre

*) EA[1] 26, 35. [2] 26, 53 f. WA 51, 517. (1541.) D H

unsere Wirklichkeit: daß wir dieses Wort, durch das allein Gott mit uns handeln will, hören oder nicht hören, daß wir uns ihm beugen oder uns ihm nicht beugen. Und danach ist unsere Wirklichkeit entweder das Leben oder der Tod."

Diese Worte können nur dann einen Sinn haben, wenn auf irgendeinem Wege oder mit irgend welchen Mitteln festgestellt werden könnte, *ob* das Wort „gehört" worden ist. Dabei ist ja ganz offen gelassen, warum es gerade in der Gemeinde gehört werden muß. Es kann vielleicht auch im stillen Kämmerlein gehört werden, ja warum soll es nicht aus dem *Schicksal* des Menschen — wie es bei Hiob war — gehört werden können? Mit keinem Worte ist der Versuch gemacht, anzudeuten, warum Gott *allein* durch das Wort mit uns handeln will (und wenn hier „einfach" Christus für das Wort gesetzt wird, so hat das doch nur für Christen Geltung) und warum das nur in der Gemeinde geschehen soll.

Den Willen, die Gemeinde vor dem verdächtigen Versinken in Gesinnungs- oder Erlebnisgemeinschaft (muß man nicht noch hinzufügen: und Bekenntnisgemeinschaft?) zu bewahren, in allen Ehren: die Einfachheit, mit der hier psychologische Kategorien verwendet werden, verhindert geradezu, das zu erreichen, was man will. Sie verhindert, zu sehen, daß es in der Gemeinde eben nicht um psychologische Werte, sondern um das Verhältnis zum ewigen Wort Gottes geht. Denn wiederum gibt es nur psychologische, also vor dem Ewigen nicht wesentliche, Kriterien, *ob* das Wort gehört worden ist: die Besserung der moralischen Höhenlage in einer Gemeinde, die wachsende Freude an Bibellesen und Bibelverbreiten und Derartiges. Das *kann* ein Zeichen sein, daß man Gottes Wort „gehört" hat, aber man *kann* das alles auch tun und haben und gerade *Gottes* Wort nicht gehört haben.

Es bleibt also wiederum nichts übrig als zu sagen: Es kommt alles darauf an, ob der *Kampf zwischen Hören und Nichthören* des Wortes, zwischen Beugung und Sichentziehen mit jenem unerbittlichen Ernst und jener von Gott gewirkten Lebendigkeit geführt wird, die als ewige Forderung dem Prediger, der Gemeinde und der Kirche gilt.

Solingen-Foche *Hans Hartmann*

Ein Wort zur Todesstrafe

So oft ich gegenwärtig eine Zeitung in die Hand nehme, muß ich darin von einem Todesurteil oder einer Vollziehung der Todesstrafe lesen. Und jedesmal packt das mich wieder neu. Es ist für mich wie ein Schlag ins Gesicht. Ich muß mich wundern, wie wenig Eindruck das im allgemeinen macht. Ein Entrüstungsschrei sollte, meine ich, allgemein immer wieder neu in die deutschen Lande gehen über diese noch so ganz mittelalterliche Strafe. Nichts von alledem. Man schweigt darüber, als sei alles in uns dagegen schon völlig abgestumpft, und auch die Christenheit schweigt darüber. Weil Alles schweigt, fühle ich mich denn gedrungen, dieses Schweigen zu brechen und einmal laut in unsere Christenwelt den Ruf der Entrüstung hineinzurufen. Gerade wir, die wir uns Christen nennen und doch auch solche sein wollen, dürfen am allerwenigsten schweigen, wenn wir ein offenbares Unrecht vor uns sehen.

Ich weiß wohl, die Todesstrafe hat ihre vielen Anhänger, und sie wird, auch von Christenseite, mit vielen Argumenten verteidigt. Und sicherlich, manche dieser Punkte haben ihr Bestrickendes an sich, und auf einige möchte ich hier denn kurz eingehen. Man spricht etwa davon, daß Blut nur durch Blut zu tilgen sei — ein Überbleibsel der orientalischen Blutrache! Hat mir ein Mörder Jemanden erschlagen, der mir teuer gewesen ist, so bleibt der Erschlagene tot, ob nun auch der Staat dem Mörder den Kopf abhaut. Habe ich aber wirklich eine Befriedigung darin, daß dieser Mord seine „Vergeltung", seine „Sühne", gar seine „gerechte Sühne" gefunden hat, so ist dieses Gefühl nicht christlich, sondern rein menschlich und als menschlich auch wohl zu verstehen.

Oder man sagt, wer die Grundlagen rechtlichen Zusammenlebens durch Vernichtung eines Lebens störe, habe sich die Möglichkeit eines weiteren Lebens in menschlicher Gemeinschaft genommen. Man beruft sich dabei auf das Gefühl mancher Mörder, die in der Reue über ihre Tat den Tod als einzig angemessene Strafe ansehen. Was das Letztere betrifft, so übersieht man dabei Eines völlig: ein Mensch, der sich vergangen hat und zwar so vergangen hat, daß er sogar Blut vergoß, sieht, sobald er seine Tat in einem anderen Lichte schaut als vorher, sobald in ihm das Gefühl des Schrecklichen an seinem Verbrechen dämmert, sobald also die Reue über ihn kommt: er sieht dann in diesem Gefühl, das man sich nicht schwer genug, nicht bedrückend genug, nicht niederschmetternd genug vorstellen kann, nicht mehr mit gewöhnlichen Augen: ein Ekel an sich selbst faßt ihn, ein Schwindel überkommt ihn, ihm graut vor sich, und er möchte so gern sich entfliehen, seinen Gedanken, seiner Reue, seinen Vorwürfen entfliehen und dem Gewissen, das ihn zu Boden drückt. Gerade wenn er noch Reue in sich fühlt, also ein Bewußtsein seiner Tat und deren Schwere in sich empfindet, ist er ja noch nicht abgestumpft. In diesem niederdrückenden Gefühl aber scheint ihm, muß ihm der Tod als Erlösung von seinen innern Qualen erscheinen: grimmer und härter als sie kann auch er nicht sein! Gerade in der letzten Zeit haben wir aus Italien, wo die Todesstrafe nicht besteht, von jenem vierzigfachen Mörder gelesen, dessen einziges Flehen das war, hingerichtet und so erlöst zu werden von all den schweren Heimsuchungen seines Innern, die er keinen Augenblick los wurde. Wir müssen es uns klar machen: die Untersuchungshaft gibt viel Zeit zum Nachdenken, und in wem einmal die noch nicht erloschenen „edlen Gefühle" erwachen, dem steigt damit im Gefolge die Erinnerung auf, und in diesen Erinnerungen mag die Kindheit herantreten mit alledem, was die Mutter einst gesagt hat — man wird sich aber den Glauben jener Leute, zumal in diesen Angst- und Verzweiflungsstunden, nicht massiv genug vorstellen können: was für Gedanken mögen darum jetzt nicht, in noch vergrößertem Ausmaß über ihn hereinfluten, Dinge, die ihm die Haare zu Berg stehen lassen. Nein, die Aussagen von Mördern, ihr Leben sei verwirkt, dürfen doch wohl nicht wörtlich genommen werden, sie müssen von der ganzen seelischen Verfassung dieser Leute aus verstanden werden, und jedenfalls, ein Zeugnis für die Todesstrafe liegt in ihnen nicht! Der andere Grund, sie hätten sich durch ihre Tat außerhalb der menschlichen Gemeinschaft gestellt und sich dadurch ein Weiterleben in dieser Gemeinschaft unmöglich gemacht, hat ja nun wohl seine Berechtigung. Aber daß darin das Recht der Todesstrafe begründet liegen solle, leuchtet nicht ein. Ich glaube, Viele würden es mit Entrüstung zurückweisen, wenn ich sagen wollte, daß, wer im Zuchthaus sitzt, in menschlicher Gemeinschaft und Gesellschaft lebt. Es ist ja gerade ein Wesen und eine Aufgabe des Zuchthauses, daß es einen Übeltäter der menschlichen Gemeinschaft entzieht und für sie unschädlich macht.

Nun sagt man freilich: das Zuchthaus stumpfe in seiner jahrelangen Einförmigkeit ab, es raube dem Menschen allmählich vollends den letzten Rest des Guten. Dagegen habe man den Eindruck immer wieder gewonnen, wie ein Mörder, angesichts des nahen Endes, das ihm bevorstand, noch in sich gegangen sei und sich, sagen wir, bekehrt habe. Man könne daher, vom rein christlichen Standpunkt aus, der doch eine Sinnesänderung, eine Hinwendung zum Heil, ein Bewußtwerden eigener Sündhaftigkeit und Sünde erstrebe, die Todesstrafe begrüßen: sie bringe zustande, was die längste Zuchthausstrafe anerkanntermaßen nicht oder kaum fertig bringe. In diesem Letzten liegt aber schon die Widerlegung dieses Gedankens. Woher

weiß man, so erhebt sich die Frage, in welcher Tiefe sich die Bekehrung vollzogen hat und ob sie wirklich den ganzen Menschen von Grund aus erneuert hat: das hätte ja erst ein längeres Leben in der Tat zeigen können! Ob sie nicht gerade nur eben im Blick auf das nahe Ende erfolgt ist! Mit dem Gedanken vielleicht: Wenn ich schon sterben muß, kann ichs ja auch mitnehmen; sicher ist sicher; hilfts nichts, schadets nichts! Man weiß doch, daß auch andere Menschen, die in ihrem Leben keineswegs Verbrecher waren, zuletzt noch, vielleicht erst auf dem letzten Lager, ihren Frieden mit Gott schließen. Können wir daher schlankweg behaupten, dem äußern Scheine folgend, daß die Verbrecher „gefaßt, reuig, mit ihrem Gott versöhnt" und wie es noch heißen mag, gestorben sind? Haben wir je einem Menschen ins Herz gesehen und es in seiner wahren Tiefe aufgedeckt? Und das Andere: Wenn das Zuchthaus wirklich abstumpfend wirkt, mag das nicht auch am Wesen und der Einrichtung des heutigen Zuchthauses liegen? Über diese Frage ist ja schon so viel geschrieben worden, gerade in der letzten Zeit auch in diesen Blättern — ich will sie daher nur aufwerfen.

Eine andere Frage ist freilich: Was sagt der Staat zur Todesstrafe? Kann er sie entbehren oder nicht? Auch hier treten uns die entgegengesetzten Antworten entgegen. Es gibt Staaten, die Todesstrafe haben, und andere, die keine haben. Doch diese Frage, ob man nun die Todesstrafe als Vergeltungs- oder Abschreckungsstrafe ansieht, möchte ich hier absichtlich dahingestellt sein lassen *). Ich möchte nur noch kurz meine Auffassung vom christlichen Standpunkt aus begründen.

Wie hat Jesus über die Todesstrafe geurteilt? Wenn wir von ihm eine klare, eindeutige Rede über sie hätten, so wäre ja die ganze Frage für uns gelöst.

Man hat schon Jesus Wort Matth. 26, 52 auf sie anwenden wollen: „Wer das Schwert nimmt, der soll durch das Schwert umkommen." Doch braucht nicht weiter ausgeführt zu werden, daß in dieser Anwendung etwas Gezwungenes liegt, und auf jeden Fall gibt sie nicht klar und eindeutig Jesu Stellung wieder, so, daß wir darauf aufbauen könnten. Wir finden in der Bergpredigt einen unzweideutigen Hinweis, vor allem in der Auslegung, die Jesus den Worten: „Du sollst nicht töten!" gibt. Er faßt hier den Begriff des Tötens so rein innerlich und geistig, daß er ihn schon auf die Gedanken anwendet: „Wer mit seinem Bruder zürnt, der ist des Gerichts schuldig; wer zu seinem Bruder sagt: Racha, der ist des Rats schuldig; wer aber sagt: Du Narr! der ist des höllischen Feuers schuldig." Wenn Jesus im Gegensatz zur landläufigen Anschauung hier gerade den Begriff des Tötens bis ins Innerste, ins Gefühl- und Gedankenleben hinein anwendet und ihn damit über die zunächst liegende allgemeine Auffassung weit hinausführt, so spricht er sich darin unmißverständlich und unzweideutig aus und gibt deutlich ein Bild seiner Auffassung: Ist es schon Töten, wenn einer mit seinem Bruder zürnt, wieviel mehr das Andere, wenn einer seinem Bruder das Leben nimmt, wenn Menschen das Leben den Menschen nehmen! Wer mit seinem Bruder zürnt, ist dem Gericht verfallen. Nicht dem menschlichen, dem darüber jedes Urteil unmöglich ist, dem Gericht Gottes, der über alle Menschen und ihr Tun richtet und ihre Gedanken kennt. Gott behält sich sein Urteil vor, das letzte unbedingte Urteil. Wenn nun dem so ist, so ist unser Urteil, unser Gericht, das wir hienieden ausüben, nur ein zeitliches, menschlich und zeitlich bedingtes und erstreckt sich darum nur auf das Menschliche. Von da aus scheint mir die Sache gesehen werden zu müssen:

Nur über das, was uns Menschen in die Hand gegeben ist, können und dürfen wir verfügen. Wir können nicht Leben schaffen, wir dürfen es auch nicht nehmen: das Recht übers Leben bleibt allein Gott vorbehalten. Greifen wir über das Menschliche hinaus, so ist das Eingriff in Gottes Rechte und als solches Unrecht. Das Leben aber geht über menschliches Vermögen hinaus. Gerade hier ist die Grenze, die uns als Menschen gesetzt ist und über die hinauszuschreiten Verbrechen und Sünde ist. Und ist es nicht dasselbe, beides eben Mord, Raub des Lebens, ob nun einer seinen Nächsten tötet oder ob der Staatsanwalt den Mörder dafür aufs Schaffott schickt: beidemal ists ein Eingriff ins Leben, das von Gott kommt. Wir greifen damit in Gottes Majestätsrechte ein. Nicht darum, weil wir den Mörder, indem wir ihn töten, einem Leben entreißen, in dem er sich bessern und den Weg in die menschliche Gesellschaft zurückfinden kann (was liegt auch an ihr!) oder den Weg zu Gott finden kann, oder weil wir ihm mit dem Tod die Möglichkeit nehmen könnten, jemals wieder seine Tat zu sühnen und sich zu reinigen — nein, wir sind nicht so vermessen, anzunehmen, daß Gott dazu unsere Hilfe brauche. Wir greifen in Gottes Majestätsrechte einfach darum ein, weil wir in das Leben eingreifen, das zu geben und zu nehmen allein ihm zusteht.

Mir scheint, gerade vom Standpunkt des Christen aus gebe es aus diesem Grunde keinen Zweifel, wir wir uns zur Todesstrafe zu verhalten haben. Wenn man dazu noch in Betracht zieht, was man rein gefühlsmäßig schon als Eindruck des Neuen Testaments gewinnt, so kann sich dieser Standpunkt nur noch verschärfen. Denn das gehört ja gerade zum Wesen des Christentums, daß es das Leben als unveräußerliches Geschenk Gottes an die Menschen ansieht. Ist es uns nicht nur in Worten, sondern auch in der Tat ernst mit dem Christentum, so haben wir die Pflicht, aus ihm heraus, soviel wir können, immer wieder neu die Todesstrafe als unchristlich zu bekämpfen und einig in der Abwehr gegen sie zu sein. Können wir auch als Christen den Staat nicht von seinen aus Staatsgründen gefaßten Gesetzen und Meinungen abbringen, so können wir doch alle mit dem Gewicht unserer Stimme über unsere Stellung keinen Zweifel lassen. Es liegt im tiefsten Grunde doch an uns, ob ein Unrecht noch lange Unrecht sein und bleiben soll oder ob es, als Unrecht erkannt, zurückgenommen wird. Tun wir also das Unsrige!

Tübingen Paul Hermann

*) Vgl. Dosenheimer, Für und wider die Todesstrafe. Neuer Frankfurter Verlag 1926. 57 S. 1.50 M. Zweiunddreißig Voten. — CW 1926, 19, 981. D H

Grundfragen der katholischen Kultreform

Man versteht besser, um was es sich in unserer evangelisch-liturgischen Bewegung handelt, wenn man orientiert ist über die Fragen und Probleme, mit denen man in der katholischen Kirche ringt.

1. Sinn und Ziel der katholischen Kultbewegung

Bekanntlich gehen seit etwa zehn Jahren von den Benediktinerklöstern Maria Laach und Beuron Bestrebungen aus, die darauf hinzielen, bei Klerus und Volk ein vom Mittelpunkt des Kultus her geordnetes Leben aufzuerbauen. „Darum will sie (die liturgische Erneuerung) einerseits unsere Teilnahme am Gottesdienste lebendiger nnd sachgemäßer gestalten und anderseits uns lehren, das innerhalb der Liturgie durch Gottes Gnade Erlebte auch während der Ausübung unserer täglichen Berufspflichten folgerichtig auszuwerten." (Hammenstede, Liturgische Erneuerung und Kirchenkunst. „Mysterium" S. 107.) Dieses Wort des Priors von Maria Laach zeigt deutlich, worauf es der katholischen Bewegung im Unterschiede von der unsrigen ankommt. Nicht dem Kult als solchen gilt in erster Linie das Interesse der Reform, sondern dem praktischen Leben. Die Kultkräfte sind da, denn der Kultus ist eine göttlich objektive Größe. Darauf aber kommt es an, diese Kräfte auszuwerten. Man spricht von einem „liturgischen Leben" oder vom „Leben aus der Liturgie". Und man versteht darunter

das Mitleben der Laienwelt mit den Stationen und Feiern des liturgisch geordneten Tages und Jahres der Kirche. Der Rhythmus des liturgischen Lebens der Kirche soll der Lebensrhythmus des Alltags werden. Das ist das Ziel der liturgischen Bewegung in der katholischen Kirche. Man hofft auf diese Weise ein neues religiöses Volksleben aufbauen zu können mit Hilfe der Liturgie.

Der Weg, den man zu diesem Ziele geht, ist zunächst der, daß man versucht, lebendige Anteilnahme am Kultus der Kirche zu wecken. Dadurch kommt man ohne weiteres in Frontstellung zu dem Jesuitismus, der in der Gegenwart allenthalben in der Kirche sich breit gemacht hat und mit seinen Methoden das kirchliche Leben weithin entscheidend bestimmt. Hier erkennt man klar — und das ist eins der reformatorischen Geist atmenden Prinzipien und Erkenntnisse dieser benediktinischen Reformbewegung — daß die bloße Anwesenheit im Gottesdienst, das bloße Untertauchen in eine heilige Kultatmosphäre keinerlei Wert für die religiöse Haltung Gott gegenüber haben kann. Man muß innerlich teilnehmen an der kultischen Handlung, sonst nützt sie nichts.

Auf der anderen Seite bemüht man sich darum, dem urchristlichen Geiste gemäß die Liturgie selbst zu gestalten. Also auch hier eine kritische Einstellung zur Tradition, die mancherlei Kultformen in Vergessenheit geraten ließ, die den Heutigen geeignet scheinen, liturgisches Leben auszudrücken und zu wecken. Zu nennen ist hier z. B. die in Maria Laach begonnene Wiedereinführung des sogenannten „Opferganges" derer, die zur Messe gehen. Jeder bringt die ungeweihte Hostie als persönliche Gabe selbst zum Altar, wie es einst in der Christenheit geschah. Also darauf kommt es an, daß der ewige und natürlich nie verloren gegangene Lebensgehalt der kirchlichen Feier den Teilnehmern deutlicher, anschaulicher, schöner vor die Seele trete und dadurch ihre Teilnahme wecke.

Ein reiches liturgisches Schrifttum sucht diesen Zielen zu dienen: auf der einen Seite wissenschaftliche Arbeiten, die Wesen und Formen der Liturgie der alten Kirche erforschen, um daraus maßgebliche Erkenntnisse für die gegenwärtige Reformarbeit zu gewinnen. Siehe: Mysterium, Gesammelte Arbeiten Laacher Mönche [1]). — Die betende Kirche. Ein liturgisches Volksbuch, herausgegeben von Abtei Maria Laach [2]). — Ecclesia orans. Herausgegeben von Abt Ildefons Herwegen [3]). — Guardini, Liturgische Bildung [4]). Daneben gibt es die sogenannten „Liturgischen Volksbücher", die die einzelnen Teile des katholischen Rituals lateinisch und deutsch den Laien vor Augen führen, damit die unverständliche Handlung ihnen verständlicher werde. Endlich gibt es formvollendete Nachdichtungen und Übersetzungen aus Brevier und Tagesoffizium, die die wundersame Schönheit der liturgischen Dichtung zeigen sollen. Eine solche Übersetzung ist: Guardini, Heilige Zeit [5]).

Wir versuchen nun, eine Reihe einzelner Momente zur Charakteristik der katholischen Bewegung ausfindig zu machen.

2. Wesensmomente der katholischen Kultbewegung

Interessant und bezeichnend ist der Rückgang auf die Antike. Man sucht allenthalben nach Parallelen im antiken Mysterienkult zum urchristlichen Gottesdienst. Das Verbindende ist hier die gleiche Idee des Symbols als eines wirksamen Zeichens. Ferner stellt man fest, daß hier wie dort im Kultus eine Imitatio, eine Nachahmung, von Vorgängen einer heiligen Geschichte vorhanden sei, hier wie dort eine Gegenwärtigsetzung des nachgeahmten Ereignisses zur Konstituierung einer transzendenten Wirklichkeit. „Das Mysterium, das immer wieder aufgeführt wird (frequentare), besteht also in einer Opferfeier, die ein Gedächtnis ist; dieses Gedächtnis ist zugleich die aktuelle Heraufführung des Werkes der Erlösung. Ganz im Sinne der antiken Mysterien steht also hinter der Mysterienfeier göttliche jetzt gewirkte Tat; das Gedächtnis ist nicht bloße Erinnerung, sondern wirklichkeitserfülltes Symbol im antiken Sinne des Wortes." (Casel, Die Messe eine heilige Mysterienhandlung. Mysterium S. 49/50.)

Ein anderer Fragenkomplex ist bezeichnet durch das Verlangen nach der Objektivität der Liturgie. Auch innerhalb des Katholizismus kämpft man gegen den Subjektivismus; nur sieht man die Objektivität, nach der man strebt, in etwas völlig Anderem, als wir Evangelische das tun. Auch in diesem Betonen des Objektiven sieht man einen antiken Zug. „Der antike Mensch gibt sich den Weltdingen hin, legt nicht seine Stimmung und Sehnsucht in sie hinein. Sein Denken erhält dadurch etwas Objektives, das sofort zur Gemeinsamkeit hindrängt. ... So schwindet das Individuum dahin; die Persönlichkeit aber wächst und kräftigt sich an der hohen Aufgabe. Solcher Art ist auch die Liturgie. Sie bleibt immer objektiv, läßt sich nie zu den kleinen individuellen Bedürfnissen herab und umfaßt dabei doch alles Persönliche." (Casel, Altchristlicher Kult und Antike. Mysterium S. 26.)

Auch die im Laufe der Zeiten entstandene Formenfülle des christlichen Gottesdienstes erklärt man hier für notwendig im Interesse des objektiven Charakters der Liturgie. So heißt es an einer Stelle: „Beim Betrachten dieses Apparates (an Formen) könnte einem die Sehnsucht nach der pneumatischen Einfachheit der ersten Zeiten aufsteigen. Und doch war diese Entwicklung notwendig für das Wohl der Kirche und der Menschheit. Die germanische Formlosigkeit und Innerlichkeit bedurfte eines starken äußeren Aufwandes, um den objektiven Wert der Religion zu erkennen." (Casel, ebenda S. 27.)

In diesem Zusammenhang ist es für uns interessant, daß gerade die katholische Bewegung das ablehnt, was wir Protestanten für unseren Gottesdienst uns gern zurückgewinnen möchten: die Anbetung. Bekanntlich hat Adolf v. Harnack als einer der Ersten das Verlangen nach „Gottesdiensten reiner Anbetung" zum Ausdruck gebracht. Hier aber schreibt man: „Die Frömmigkeit der neuern Zeit bevorzugt vor der Handlung die Anbetung, stilles, stummes Betrachten der göttlichen Majestät. So berechtigt und fruchtbar dieser Gedanke ist, so hängt doch seine einseitige Ausübung mit jener Scheu vor dem Konkreten zusammen. Denn in der Anbetung bleibt der Gegenstand der Anbetung dem Betenden ewig fern; dieser sieht ihn zwar von weitem, handelt aber nie persönlich mit ihm zusammen. Um so freier kann sich der anbetende gewissermaßen nur einseitig beschäftigte Geist in seinen eigenen Gefühlen und Gedanken bewegen, da das Objekt der Anbetung keine konkreten Anforderungen an den Beter stellt, sondern nur in stiller, unnahbarer Majestät thront." (Casel, Die Messe als heilige Mysterienfeier. Mysterium S. 33.)

Eine Reihe weiterer liturgischer Kerngedanken der katholischen Bewegung soll nur angedeutet werden, zu deren Beleg hingewiesen sei auf das schon mehrfach zitierte Buch „Mysterium" und auf das große dogmatische Werk des Tübinger Theologen Adam, Das Wesen des Katholizismus *).

Die liturgische Handlung ist für katholisches Empfinden nicht „Darstellung" vorhandenen Glaubensbesitzes der Gemeinde, sondern ist Tat von Gott her.

[1]) Münster i. W., Aschendorffsche Verlagsbuchhandlung 1926. 130 S. 4.25, geb. 5.50 M.
[2]) Berlin, Sankt Augustinus-Verlag (1924). 510 S. Geb. 28 und 35 M.
[3]) Freiburg i. B., Herder u. Co.
[4]) Mainz, Matthias Grünewald-Verlag (1923). 93 S. Geb. 3.60 M.
[5]) Ebenda 1925. 300 S. 7.20 M.

*) CW 1925, 16/17, 380. DH

Das religiös christliche Leben ist wesenhaft, wie das besonders an der Idee des Symbols deutlich wird, an materielle Momente gebunden. Kein religiöses Leben im Vollsinne ohne die Vermittlung kultisch realer Form. Daher die Notwendigkeit der Liturgie und ihre zentrale Bedeutung für alles Leben.

Ja, die Form ist geradezu die Bedingung der Realität und Gegenwart Gottes im Kultus.

Der Priester handelt an Christi Statt. Das bedeutet nicht etwa nur: im Auftrage Christi, sondern Christus ist selbst in den liturgischen Formen per se wirksam und wirklich, das Leben Christi fließt ein für allemal in diesem System traditioneller Formen.

Von hier aus ist auch die katholische Auffassung von der gottesdienstlichen Gemeinschaft zu verstehen. Gemeinschaft heißt Anteil gewinnen am Leben Christi im Maße der Teilnahme und Anteilnahme am Kultus. Denn der Kultus ist der Leib Christi im konkretesten Sinne. Würde man fragen: Wo ist die Kirche am meisten sie selbst? so würde die Antwort lauten: Im Kultus.

Das ist das Leben, das in der katholischen Kirche in der Form einer liturgischen Bewegung sich Bahn zu brechen sucht im heißen Kampfe gegen den widerstrebenden Jesuitismus, auf dessen Konto vor allem die Mechanisierung und Rationalisierung des katholischen Kultus zu setzen ist. Trotz mancher Verwandtschaft gewiß eine fremde Welt für den Protestanten, in die Einblick zu gewinnen indessen von nicht zu unterschätzendem Wert ist für Jeden, der mit Verständnis den mannigfachen einschlägigen Bestrebungen auf protestantischem Boden gegenübertreten will.

Hannover Gustav Mensching

Römischer Brief

15. 12. 26.

Man kann das italienische Volk nur verstehen, wenn man sich klar macht, daß es ein Völkergemisch ist, wie es sich sonst kaum in einem Lande findet, und daß es dennoch zwei Charaktereigenschaften besitzt, die dem ganzen Volke eigen sind: Jeder Italiener ist Demokrat und Ästhet.

Dem augenblicklich gegen Italien — soll heißen: Mussolini — eingestellten deutschen Zeitungsleser wird allerdings die Behauptung der demokratischen Gesinnung nicht in sein vorgeschriebenes Bild passen. Aber dennoch: der Italiener ist Demokrat, und ein viel innerer, unbewußterer, als z. B. wir es wohl jemals werden können. Wo wäre es bei uns denkbar, daß in einer gewöhnlichen Kneipe der Maurer im schmutzigen Arbeitskittel neben dem sauberen Bürger, der Soldat neben dem Offizier sein Viertel Wein tränke, und daß Keiner sich beengt fühlte! Das ist die auf jahrtausendealter Kultur entstandene Demokratie, die so zum Inhalt der Volksseele geworden ist, daß sie viel tiefer und wurzelechter sich gründen muß als bei späteren Völkern, selbst bei den Franzosen, denen die Welt doch das Größte bei dem Kampfe um die völkerbefreiende Demokratie verdankt. Dem Italiener ist das selbstverständlich, was der Franzose erst von seinen großen Lehrmeistern hat lernen müssen. Bezeichnend ist eine Bemerkung von Ernst Moritz Arndt in seinen „Bruchstücken einer Reise durch einen Teil Italiens im Herbst und Winter 1798 und 1799" (Leipzig 1801, Bd. 1, S. 156), wo er schreibt, daß die als Befreier nach Italien gekommenen Franzosen sich nicht genug darüber hätten wundern können, daß das italienische Volk selbst in den Theatern keine Standesunterschiede kenne; was müsse das — so hätten sie gemeint — für ein schönes und gutregiertes Land sein, wo derartige freiheitliche Gebräuche bestünden. Ebenso aber schreibt gleichzeitig Frau von Staël im Corinna (Paris bei Garries, S. 111) voller Staunen über die italienische Gesellschaft: „Auszeichnungen machen im allgemeinen wenig Eindruck in Italien. Nicht aus Überlegung, sondern aus einer Familiarität des Charakters und der Sitten, die wenig fähig ist für aristokratische Vorurteile."

Dasselbe Bild noch heute: Soeben hat Mussolini den Fürsten Spava, also der Kesselschmiedssohn den reichen Sproß aus ältestem und vornehmsten römischen Adel, zum Gouverneur von Rom gemacht, und dieser schreibt in seiner Proklamation an das römische Volk etwa so: „Der Duce will, daß Rom seiner großen Vergangenheit immer würdiger werde. Diesen erhabenen Willen auszuführen, ist meine Aufgabe, der ich meine Kraft mit freudiger Hingabe widmen werde." Man denke einmal nach, ob sich wohl in Deutschland auch ein deutscher Fürst gefunden hätte, der so freudig sich dem „Sattlergesellen und Budiker Fritze Ebert" zur Verfügung gestellt hätte. Der Unterschied ist eben der: der italienische Fürst sieht in dem Duce nicht den Kesselschmiedssohn, nicht den Emporkömmling und Eindringling in altprivilegierte Staatsämter, sondern rein demokratisch nur den Repräsentanten des ganzen Volkes, zu dem er gerade so gehört wie jener, und dem zu dienen Recht und Pflicht eines Jeden ist.

Das aber ist eben die innere, die unbewußte, weil selbstverständliche Demokratie und Freiheit, die Italien als klassisches Erbe des Altertums sich ewig jung erhalten hat. Das stolze Civis Romanus suum ist bis heute trotz aller Völkerstürme und Bedrückungen des Altertums und Mittelalters nicht Phrase geworden, sondern lebendiger Lebensinhalt geblieben, ein Inhalt, der sich nicht nur in berauschten Worten äußert, sondern mehr noch in dem ganzen unbewußten äußeren Sein. Sehr gut hat das der alte russische Revolutionär Alexander Herzen in seinen „Briefen aus Italien und Frankreich von einem Russen" (Hamburg 1850, S. 54 ff.) ausgedrückt: „Nur in Italien (und Rußland) habe er gesehen, daß die schwere Arbeit unbeschadet am äußeren Menschen vorübergehen könne, ohne die männlichen und edlen Gesichtszüge zu entstellen; offenbar habe dieses Volk eine unentwickelte Kraft in sich, die ihm die Möglichkeit gäbe, die größten Bedrückungen zu überdauern und eine so starke Brust zu bewahren, daß, gleichsam wie von einem Felsen, alles von ihr abpralle, was seine Selbständigkeit zu vernichten drohe; die Italiener stellten nicht, wie die Franzosen, eine Demokratie dar, die Demokratie herrsche in den italienischen Sitten." Anders ausgedrückt: das italienische Volk ist so innerlich demokratisch, daß es jede Staatsform ertragen oder sich selbst wählen kann, ohne damit jedoch von seiner inneren Freiheit etwas preiszugeben. Es lebt in ihm eben noch die Tradition der großen Vergangenheit, wo sich das ganze Volk willig dem unterwarf, was die Zeit der Not gebieterisch heischte. Diese alte Tradition erklärt auch die heutige Staatsform, die uns Fremden anfänglich so undemokratisch vorkommt, weil sie nicht in unser Schema paßt, die aber für den Italiener eben doch Demokratie ist, weil er sich selbst dem Diktator zum Besten des Ganzen unterwirft.

Jedes Volk hat ja nun einmal seine rassenpsychologischen Besonderheiten, die ihm sein eigenes Gepräge geben, und diese sind bei den Italienern das Unabhängigkeitsgefühl, damit zusammenhängend die Vorurteilslosigkeit und zuletzt der Enthusiasmus.

Gerade der letztere aber äußert sich in der bereits eingangs erwähnten Ästhetik, die in ihrer naiven, uns oftmals aufdringlich, ja künstlich gemachten Form fremd, bisweilen sogar abstoßend anmutet. Robert Michels (Sozialismus in Italien, München 1925, S. 301) sagt darüber: „Was der guten Handlung und dem guten Wort in Italien die Durchschlagskraft verleiht, ist häufig die Schönheit der Form, in der gesprochen wird, und die auf ein Volk von Künstlern nicht ohne Einfluß bleiben kann." Etwas paradox in der Form, aber richtig im Inhalt drückt denselben Gedanken Ferrero (L'Europa Giovane, Mi-

lano 1897, S. 382) so aus: man könne in Italien zum Commendatore und Senatore ernannt werden, selbst wenn man den Königsmord und die Revolution besinge, unter der einzigen Bedingung, daß nur die Verse schön und in klassischer Sprache geschrieben seien.

Diese künstlerische Eigenschaft gibt auch dem Kampfe, dem kriegerischen wie dem politischen, stets einen versöhnlichen Zug, wie es Bertelli (Ai conservatori in buona fede! S. 4) mit dem Satze ausspricht: „Denkt Ihr denn nicht an die Süßigkeit, gut und milde gegen den schwächeren Gegner zu sein?"

Trotzdem will uns Nordländern diese Ästhetik oftmals fremd und seelisch unverständlich vorkommen: dort voller bombastischer und inhaltloser Rhetorik, hier voller Naivität und kindlicher Harmlosigkeit, an die wir lange Zeit nicht glauben können. Und doch ist sie echt. Nur aus anderm Stoffe, als wir ihn gewohnt sind. Aber trotzdem rein und wahr. Das aber muß man erkannt und sich zu eigen gemacht haben, wenn man den italienischen Katholizismus begreifen will, der dem deutschen so wesensfremd ist wie eine Religion der andern. Der deutsche schwerblütig, innerlich mit den Problemen ringend, jederzeit von dem gegnerischen Protestantismus neu befruchtet, immer in Kampf- und Abwehrstellung, — der italienische ganz unkompliziert, harmlos kindlich, so naiv, daß der Italiener überhaupt nicht begreift, daß ein Mensch nicht Katholik sein könne. Die katholische Kirche ist ihm eben Volkskirche, die einzige Kirche des einigen Volkes: König und Papst sind beides italienische Repräsentanten der großen italienischen Weltaufgabe.

Dabei ist es durchaus nicht der Fall, daß das ganze Volk etwa fromm oder kirchlich sei. Der Süden weit mehr als der Norden, die Frauen mehr als die Männer, das Land mehr als die Stadt. Ja, die Städter kokettieren sogar teilweise mit ihrer Freigeisterei und belächeln „das dumme Volk, das sich von den Pfaffen beschwatzen lasse". Aber diese Freigeisterei ist in Wahrheit nur aufgelegte Tünche, die zeitweise modern war, aber heute schon wieder ihren Reiz zu verlieren beginnt. In keinem Lande Europas ist ja auch die Kirche so innerlich mit dem Geiste des Volkes verwachsen wie in Italien: nirgends hat die Kunst solche Vermählung mit dem kunstfrohen Sinne des Volkes gefeiert wie hier, und nirgends sind so alle Familien mit der Kirche durch die unzähligen Priester, Mönche und Nonnen verwachsen wie in Italien. Es wird ja kaum eine Familie hier geben, wo nicht von den fast immer sehr zahlreichen Kindern mindestens das eine dem geistlichen Stande gewidmet wird. Und das vielleicht nicht einmal immer aus reiner Frömmigkeit, sondern oft gewiß auch aus recht weltlichen Gründen: Versorgung und Möglichkeit märchenhaften Aufstiegs zu den höchsten Stufen der Hierarchie: Pius X. war ein Fischersohn, seine Schwestern arme Nähterinnen — das lebt im ganzen Volke weiter als eine Aussicht gleichen Glückes für andere Arme.

Gerade deshalb aber war der seit 1870 zwischen Staat und Kirche klaffende Riß innerlich dem Volke auf die Dauer untragbar, mochte auch die Kirche sich zumeist klug zurückhalten und mochte auch die nationale Begeisterung den Riß dem Fernerstehenden weniger sichtbar machen. Er war da und zeigte sich am deutlichsten in den Kammerdebatten, wo z. B. der sozialdemokratische Abgeordnete Annibale Vigna am 29. Februar 1904 die Berufung des verdienstvollen Jesuitenpaters Ehrle an die königliche Bibliothek in Turin als „offenen Rechtsbruch" gegen das Jesuitengesetz bezeichnete. Wie wenig er aber damit die wahre Psyche des italienischen Volkes getroffen hatte, zeigt die Antwort, die ihm der Führer der Linken, der bekannte Kriminalist Enrico Ferri, selbst ein Gegner der Kirche, zurief: „Die Freiheit des Denkens ist stets das Vorrecht der italienischen Demokratie gewesen, auch beim Gegner. Wenn die Sozialdemokratie von diesem Grundsatz abgehen will, so möge sie das Wort Demokratie in ihrer Firma löschen lassen."

Der Italiener fühlt die katholische Kirche als seine Nationalkirche, sieht in dem Papste noch heute den geistlichen König, dem das Volk noch heute in der Peterskirche das Papa rè! Heil dem Papstkönig! zujubelt. Dieser König verkörpert ihm die geistige Macht und Kraft des italienischen Volkes, das sich träumt, mit seinen beiden Königen, dem weltlichen und dem geistlichen, zusammen wieder die Herrschaft des Imperium Romanum erzwingen zu können. Der Italiener ist seiner ganzen geistigen Einstellung nach Realist; ihm fehlt das Verständnis für geistige Nöte, wie wir sie seit Jahrhunderten durchleiden; ihm ist jede Macht ein Faktor für seinen großen Ehrgeiz und seine Ziele; Kirche und Staat sind ihm darin eins; die Weltkirche ist ihm die italienische Kirche, die die Welt, wie einst für Rom, für Italien neu erobern soll.

Spectator Romanus

Von Friedrich Naumanns Kindheit und Jugend

2. Lichtenstein

Unsers Bruders Vaterhaus hatte in der Sonne gestanden — nun wurde es in den Schatten versetzt. Das lange schmucklose Gebäude, das Oberpfarre und Diakonat umfaßte, hatte seine Front nach Norden und war von der großen Kirche überschattet, die auch den schrägsten Sonnenstrahlen nicht erlaubte, vorn hereinzudringen. Nur von der Gartenseite her kam Leben, Lust und Helligkeit. Da stand vorn im Hof unter der Linde die Bretterlaube, in der selbst unsere große Familie Platz zu den Mahlzeiten fand. Durch einen Gitterzaun führte eine Tür in den Grasgarten mit den Obstbäumen. Von seinem obersten Rand bot er einen weiten Ausblick über das benachbarte Callenberg mit seinem Kirchturm und den stattlichen Gebäuden des Lehrerinnenseminars. Daran schloß sich der Blumengarten, das eigentliche Reich unserer Mutter, in dem sie jedes Pflänzchen kannte und mit Liebe pflegte. Gern war sie dort in frühester Morgenstunde, wenn noch alles schlief. Und war ein Gast im Hause, so fand er ein Sträußchen der taufrischen Blumen auf seinem Platz am Frühstückstisch.

Aber nicht nur die Vorderseite des Hauses war lichtlos und düster: auch das Leben in Beruf und Haus stand in den ersten Jahren im Zeichen des Schattens. Unser Vater wurde in Lichtenstein nur von einem sehr kleinen Kreis willkommen geheißen; die meisten der angesehenen Bürger hatte er zu Gegnern. Das war so gekommen. Es war damals bei Besetzung von Pfarrstellen die Übergangszeit vom Patronatsprivileg irgendeines hohen Herrn zur Gemeindewahl. Zum letzten Mal übte der Fürst von Schönburg-Waldenburg, der in Lichtenstein sein Schloß hatte, sein Recht als Patron aus und besetzte im offenen Gegensatz zu den Wünschen der rationalistischer gesinnten Oberschicht der Lichtensteiner Bürgerschaft die Oberpfarrerstelle mit einem Manne aus streng orthodox-pietistischer Richtung. Unser Vater wußte nicht, welche Mächte ihm entgegenarbeiteten, und daß nicht nur sachliche Gegenstände, sondern auch böser Wille auf jede Gelegenheit lauerten, ihm sein Amt zu verleiden und ihn, wenn möglich, von Lichtenstein wieder fortzubringen. So war jeder neue Widerstand eine neue Überraschung für die Eltern. Etwas leicht zu nehmen, lag nicht in ihrer Art. Jedes Leid wurde als solches durchgekostet, jede Kränkung als solche empfunden und kämpfend überwunden. Eins aber stand unserm Vater fest: er war in dieses Arbeitsfeld gerufen, und er würde nicht weichen, weil ihm der Teil der Gemeinde, der der Kirche so wie so fernstand, nicht entgegenkam. So lebte man sich ein; aber die Wurzeln saßen lange Zeit nur locker im Erdreich, und besonders bei unserer Mutter konnte lange kein Heimatsgefühl aufkommen. Als unser Vater sich längst eine angesehene Stellung er-

worben hatte und man ihm auch da, wo man seine Art ablehnte, Achtung entgegenbrachte, lag immer noch tief im Herzen unserer Mutter ein Fünkchen Heimweh nach den Sonnentagen in Störmtal. In gewissem Sinn ist sie immer einsam geblieben, nie eine richtige Pfarrfrau in Lichtenstein geworden.

Nach ihrem Tode 1906 hat unser Bruder für die „Hilfe" eine Charakteristik unserer Mutter geschrieben, sie dann aber nicht veröffentlicht, weil unser Schmerz um sie noch zu frisch war, um die Teilnahme der Öffentlichkeit zu ertragen. Da sprach er von dem unerfüllt Sehnsuchtsvollen, das oft in ihrem Blick und in ihrer Haltung lag, wenn sie einmal still saß und die fleißigen Hände ruhten. Sie lebte sehr glücklich mit unserm Vater, aber ihre Interessen waren nicht dieselben. Und so selbstverständlich sich unsere Mutter äußerlich den wechselnden Lebensverhältnissen einfügte, innerlich gab es bei ihr keine Anpassung. Bei unserm Vater stand immer das Amt im Vordergrunde. Sehr bös konnte er werden, wenn wir irgendeine Botschaft nicht ausgerichtet oder sonst etwas versäumt hatten, was den Beruf anging. Daneben interessierte ihn hauptsächlich die Theologie und die Politik. Die „Leipziger Zeitung" und der „Reichsbote" wurden wirklich gelesen. Bei Tisch erzählte er gern von dem, was gerade ihn beschäftigte. Dabei war er Patriarch alter Art. Die jüngeren Kinder hatten mit ihren Wünschen und Erlebnissen zu warten, bis und ob sie an die Reihe kamen; sie durften bei Tisch keine Rolle spielen. Unsere Mutter hörte gern zu; aber es war doch nicht ihre Welt. Sie liebte ihren Shakespeare und andere englische Bücher, von denen sie viele aus dem Elternhaus mitgebracht hatte; auch las sie gern Geschichte. Vor allem aber gehörte ihr Herz den Blumen. Die kamen gleich nach den Kindern. Wo immer im düstern Haus ein Sonnenfenster war, war es auch ein Blumenfenster, und mit glücklicher Hand brachte sie Alpenveilchen, Azalien und die verschiedenartigsten Camelien immer wieder zum Blühen. Auch Fuchsien aller Art fehlten nie. Sie kannte aber auch jede Wiesenblume; ihre botanischen Kenntnisse waren groß und erweiterten sich auf jeder Reise. Noch nach der Verheiratung nahm sie der Großvater ein paarmal zu seinem Sommeraufenthalt mit. Später kamen dann mitten in die Zeiten schwerster Arbeit und Mühe die zwei schönen Schweizerreisen mit dem Vater, die sie so von Herzen genossen hat, gerade weil sonst „Genießen" keine Rolle in ihrem Leben spielte. Sie lebte für ihre Familie mit einer Ausschließlichkeit, die teils in den Verhältnissen, teils in ihrer Natur lag. Die Beziehungen zu anderen Menschen zu pflegen, empfand sie nicht als Pflicht, und somit ließ sie nur wenige und ihr innerlich verwandte Menschen an sich herankommen. Ihr Christentum war kein Sonntagsgewand, sondern ein Teil ihres Wesens. Auch die kleinste Phrase, die unschuldigste Gesellschaftslüge war bei ihr ausgeschlossen. Den üblichen Konventionen paßte sie sich nur soweit an, als unumgänglich nötig war. Von vielen Menschen wurde sie als weltfremd empfunden, andere suchten sie und hätten sie gern mehr in das Gesellschaftsleben des kleinen Städtchens hereingezogen, dem sie immer fremd blieb. Es lag etwas Herbes in ihrem Wesen, das auch uns Kindern gegenüber, die sie mit aufopfernder Selbstlosigkeit liebte, zum Ausdruck kam. Da gab es kein weiches Nachgeben und nicht allzu viel Zärtlichkeit; „aber wenn wir krank waren, dann war sie unser Engel", schrieb unser Bruder in der oben erwähnten Skizze — und das war sie bei jeder inneren oder äußeren Not, die Jemand traf, den sie lieb hatte.

Die anstrengende Arbeit und der Druck der ersten schweren Jahre in Lichtenstein hatte für unsern Vater ein schweres Nervenleiden im Gefolge, das zuerst nicht von den Ärzten erkannt wurde und ihn fast ein Jahr von Hause fern hielt. Da ist unsere Mutter tapfer für alles eingetreten, und wir haben sie nie klagen gehört, aber die Heiterkeit und das Frohe, das unser Bruder Fritz noch an der jungen Mutter in guter Erinnerung hatte, kam nicht mehr zum Durchbruch.

An Verkehr mit guten Freunden fehlte es den Eltern nicht. Ein Lesekränzchen vereinigte alle vierzehn Tage mehrere Familien abwechselnd in den verschiedenen Häusern. Dazu gehörte Seminardirektor Vogel in der Schwesterstadt Callenberg, dessen geistvolle, sympathische Persönlichkeit auch außerhalb seines Amtsbereichs in hohem Ansehen stand, ein oder zwei Oberlehrer des Seminars, der Bürgermeister von Lichtenstein, mit dessen Familie ein reger Verkehr aufrecht erhalten wurde, der Direktor der Ortsschule und die Pastoren der beiden Städte mit ihren Frauen und erwachsenen Kindern. Unsere Wohnstube mit ihren auch für den heutigen Geschmack gutgeformen glatten Mahagonimöbeln konnte bei solchen Gelegenheiten recht hübsch aussehen. Der Gastgeber sorgte für die Lektüre des Abends, meist war es eine neue Broschüre, die zur Besprechung kam. Guter Kuchen, Tee, Bier und Zigarren war ja damals auch bei bescheidenen Zusammenkünften etwas Selbstverständliches. Als Studenten waren die Brüder in den Ferien oft dabei, ebenso wie bei den Pastorenkonferenzen, zu denen sich monatlich einmal die Pastorenfamilien in einem der Pfarrhäuser zusammenfanden.

Die Unzulänglichkeit der Wohnung machte bald einen Anbau nach der Hofseite erforderlich. Dadurch wurde unten ein Waschraum und eine Speisekammer, oben ein kleines Gastzimmer und die durch eine auf halber Höhe abzweigende Treppe zu erreichende „Christstube" gewonnen. Sie war im Sommer die Ferienstube der Brüder. Im Winter war sie so kalt und abgelegen, daß sie nur zur Weihnachtszeit benutzt wurde. Das war ihr besonderer Reiz, denn sie war ganz mit dem Zauber der Weihnacht umwoben und gehörte nicht zum Alltag. Die Wände waren nicht tapeziert. So konnten sie ganz mit Tannenzweigen überzogen werden. Von dem großen Spiegel, der in der niedern Stube fast bis zum Boden reichte, wurde der Weihnachtsbaum in seiner ganzen Höhe wiedergespiegelt, so daß das Kinderauge beim Hereinkommen in den seit Wochen verschlossen gewesenen Raum nur Grün und Lichter sah. Da durften die Geschenke auch einfach sein. Weihnachten war dennoch glanzvoll und herrlich. Da die Eltern die notwendigen Dinge auf Weihnachten zu schieben wußten und die Großeltern für Erfüllung der Extrawünsche sorgten, standen wir vor reichbedeckten Tischen. Süßigkeiten und Stollen waren in Fülle da. Mutters Weihnachtsgebäck schien den Brüdern auch später noch immer das beste. Zum Kuchen- und Stollenbacken ging die Mutter selbst zum Bäcker, und da sie nicht gern mit so Vielen zusammen war, durfte sie als Erste um 5 Uhr Morgens kommen. Um 3 wurde geweckt; alles war schön durchwärmt; ein herrliches Helfen und Zureichen war es in der nächtlichen Stille, während das Dienstmädchen einen Pfad durch den dicken Schnee zum Bäcker bahnte. Wenn der Vater zum Frühstück herunterkam, wurde er triumphierend mit dem ersten Stück Kuchen empfangen.

Während es sonst in Lichtenstein Sitte war, früh nach der Christmette zu bescheren, kam das Christkind zu uns schon am heiligen Abend zeitig. Denn ein schwerer Arbeitstag lag vor unserm Vater, und es durfte nicht zu spät werden. Unvergeßlich bleibt für uns alle das allmähliche Zusammenkommen in der Wohnstube unten. Immer eins am Klavier; die Spannung, bis der Vater mit seiner Lampe herunterkam und mit einstimmte. Als Letzte erschien die Mutter. Dann wurde das Mädchen gerufen, wir sangen: „Vom Himmel hoch", sagten die Weihnachtsgeschichte auf und zogen durch das Haus der offenen Christstube entgegen.

Am nächsten Morgen wurde es schon von 4 Uhr an vor dem Hause lebendig, wenn auch erst um 5 Uhr die Christmette anfing. Die Leute hatten oft einen langen Weg

hinter sich und wollten nun auch einen Platz haben in der kalten Kirche, wo die mitgebrachten Kerzen an den Bänken in Halter eingesteckt wurden und im Zugwind hin- und herflackerten. Heute kamen sie alle, Väter, Mütter und Kinder; denn nach der Eingangsliturgie kam der Moment, auf den sie alle warteten. Ein Knabe aus dem Kirchenchor trat auf die Kanzel und sang von dort die alte Weissagung des Jesaia: „Ein Kind ist uns geboren usw." Die Orgel gab leise ein paar Töne dazu an, besonders an der musikalisch so schwierigen Stelle: „und er heißt Wunderbar, Rat, Kraft, Held, Ewigvater, Friedefürst", wo der Sänger immer auf derselben Note bleiben mußte. Es war totenstill in der Kirche; aber sobald der Knabe geendet hatte und die Orgel voll einsetzte, erhob sich ein Rauschen und Schurren, denn jetzt gingen die Mütter heim, um die letzte Hand an die Gaben zu legen und den Baum anzuzünden, während die Männer mit den Kindern bis zum Schluß des Gottesdienstes verweilten.

Ein Jahr nach der Übersiedelung der Eltern nach Lichtenstein trat ein Ereignis ein, das die ganze Stadt erschütterte und lange in der Phantasie der Brüder nachgewirkt hat. Mitten in der Nacht brach nicht weit von der Pfarre Feuer aus und verbreitete sich bei stürmischem Wetter sehr schnell nach beiden Seiten hin. Schauerlich klangen die Sturmglocken, als die Leute hereinstürmten, um die Pfarre zu räumen. Der Vater eilte zur Brandstätte. Die Kinder wurden nach Callenberg gebracht und in der Hausflur ein Kaffeeschank errichtet, wo unsere Mutter die ganze wilde Nacht hindurch die vom Brand kommenden Obdachlosen oder die Helfer mit einer Tasse Kaffee erquickte. Sie hat beim Erzählen immer rühmend hervorgehoben, daß sie alle Sachen, um die sie sich nicht sehr hätte kümmern können, unbeschädigt zurückbekommen habe und nur ein Strickstrumpf fehle. Halb Lichtenstein war ein Trümmerhaufen und die Not grenzenlos. Unser Vater sann Tag und Nacht, wie geholfen werden könnte. Zum Glück erregte das Schicksal der ohnehin so armen Bevölkerung viel Mitleid im Lande; bald flossen von allen Seiten reiche Gaben, und der Wiederaufbau konnte in die Hand genommen werden. Für die Brüder war es eine Zeit herrlicher Spiele und ungebundener Freiheit, da die Erwachsenen sehr in Anspruch genommen waren.

Die Atmosphäe unseres Elternhauses war nicht sozial im modernen Sinne. Unser Vater ging zwar viel bei den Armen und Kranken aus und ein, weil er das bei seiner Berufsauffassung gar nicht anders konnte; aber er erzählte von diesen Gängen nur, wenn er die Mutter um Essen für eine Familie bat. Als Familie waren wir der ärmeren Bevölkerung gegenüber ebenso exklusiv, wie der bemittelten Oberschicht. Hinter unserm Garten klapperten zwar die Webstühle unaufhörlich, und jede Wohnung war eine Stätte dürftiaster Heimarbeit. Aber die Gartenpforte war meist verschlossen, und nur unsere besonderen Freunde wurden ab und zu aufgesucht. Dazu gehörte vor allem der Glöckner Krause. Er nahm die Brüder mit auf den Turm und ließ sie die großen Glocken mitläuten. Sie stiegen bis zur letzten geländerlosen Treppe, die schon nur für schwindelfreie Personen ersteigbar war. Dann kam noch eine Leiter, und durch die Falltür stieg man auf die Plattform, die einen weiten Ausblick über das anmutige Hügelland gewährte. Am Horizont tauchten die blaugrauen Umrisse des Erzgebirges auf. Ein Dorf grenzte fast unmittelbar ans andere in der dichtbevölkerten Gegend, wo die Bergwerke ihre hohe Essen wie Finger gen Himmel streckten. Zwischen den Nadelwäldern und den wenig ertragreichen Wiesen und Feldern zogen sich kleine Bäche hindurch, die ihr Wasser schließlich der Zwickauer Mulde zuführten. Überall die Zeichen mühsamer Arbeit, ein Ringen um die besonders tief gelagerten schwarzen Schätze der Erde oder um die Erzeugnisse des Bodens, die nur dann ausreichend geerntet werden konnten, wenn im Schweiß des Angesichts gearbeitet worden war. Rings herum wohnten viel Bergleute, in Lichtenstein selbst aber meist Weber und Strumpfwirker. Es war die Übergangszeit von der Hausindustrie zum Fabrikbetrieb; jene im Absterben begriffen und nicht mehr fähig, ihren Vertretern ein menschenwürdiges Dasein zu sichern; diese noch neu und ohne feste Formen und ohne Arbeiterschutz.

Die Folge war viel hilflose Not und Armut, viel Unzufriedenheit und innere Empörung. Da hatte die Sozialdemokratie leichtes Spiel; kein Wunder, daß sie massenhaft Anhänger fand. Unser Vater kämpfte gegen das Religionsfeindliche in der Sozialdemokratie. Bebel war damals im Kreise Meerane-Glauchau aufgestellt und berauschte die Bevölkerung mit seiner Beredsamkeit. In seinem Nachruf für Bebel (Gestalten und Gestalter, S. 88) erzählt unser Bruder, wie unser Vater mehrere Auseinandersetzungen mit dem einflußreichen Volksführer gehabt hat und daß Bebel sich später seiner erinnerte. Er selbst war als Sechzehnjähriger mit Hans in einer Versammlung, wo Bebel reden sollte, schließlich aber nicht erschien; doch die ganze Erregung haben die Brüder mitempfunden und ein Freund der Eltern klärte sie auf dem Heimweg etwas über die Probleme der Bewegung auf.

Vom achten bis dreizehnten Jahre besuchte Fritz wie immer an der Seite seines Bruders die obere der beiden Bürgerschulen, die in einem Haus vereinigt waren und von einem Direktor geleitet wurden. Das Schulhaus lag neben der Pfarre; wenn die Jungens sich beim ersten Schlag der feierlich-langsam tönenden Kirchuhr auf den Weg machten, waren sie noch zu rechter Zeit in der Klasse. Vorher hielt unser Vater eine Morgenandacht, die für uns Kinder meist nichts weniger als eine Andacht war: denn mit inneren Qualen dachten wir an das, was wir etwa noch vergessen hatten und ob wir noch zu rechter Zeit in die Schule kämen. Der Lehrer, von dem die Brüder in diesen Jahren wohl am meisten gehabt haben, ist der Klassenlehrer der zweiten Klasse Härtel gewesen, der sie mit seiner anschaulichen Art des Erzählens zu fesseln wußte. Der Mann, von dem Fritz am häufigsten sprach, wenn er von dieser Zeit erzählte, war Direktor S., von den Knaben „Satan" genannt. Er war ein Schultyrann alter Sorte, der die Disziplin mit dem Rohrstock erzwang. Die ganze Klasse zitterte vor seinen Zornesausbrüchen. Fritz und Hans meinten noch ganz besondere Ursache zu haben, sich bei ihm in Acht nehmen zu müssen, da unser Vater gegen seine Wahl zum Direktor gewesen war.

Für den Humor sorgte dagegen der Kantor P. In seinen Stunden zitterte man nicht, sondern wenn er mit der Strafe ernst werden wollte, öffnete sich ein Klassenfenster, und der Übeltäter war plötzlich nicht mehr da. Unser Bruder erzählte gern von einer Gesangsprüfung bei ihm. Er war schon vom Singen dispensiert. Kantor P. hielt aber das Zeugnis für unvollkommen ohne die Gesangsnote. Er ließ ihn aus der Klasse kommen und sich draußen einen Solovortrag von ihm halten, worauf er ihm eine sehr gute Nummer gab.

Bald fingen die lateinischen und griechischen Stunden bei dem Vater an. In seiner Studierstube saßen die Brüder rechts und links von ihm, und da unser Vater sehr gut und freundlich lehrte und die Jungen begabt waren, ging es ohne die üblichen Reibereien bei solch häuslichem Unterricht ab, und alle drei kamen vergnügt aus der Stunde zum Abendbrot. In der Schule wurden sie von einigen Fächern dispensiert; trotzdem war die Zeit zum Herumtreiben und Spielen viel knapper, als sie gewünscht hätten.

Unter seinen Gefährten war Fritz ein frischer, beliebter Kamerad. Gelegentlich konnte er sehr heftig werden und seinen Gegner rücksichtslos zerbläuen. Wild waren sie beide. Hans war schneller und gewandter, und noch nach Jahren hat es unserer Mutter schlaflose Nächte gemacht,

als sie erfuhr, daß Hans die hunderte von Stufen der schnurstracks nach oben führenden Schloßtreppe auf den hohen Stelzen heruntergestiegen war. Bald kannten die Brüder Weg und Steg um Lichtenstein herum. Einen großen Reiz übten die unterirdischen Gänge aus, von denen ein Teil der Stadt unterminiert war und die sich weit über das Weichbild der Stadt hin ausdehnten. Sie sollen Zufluchtsorte für die Bevölkerung im Dreißigjährigen Kriege gewesen sein. Ein Ausgang von der Pfarre aus wurde bald zugemauert; aber vom Schulkeller aus konnte man mit Laternen bewaffnet ein großes Stück unter der Stadt hinwandern, bis Wassertümpel und Erdlöcher ein weiteres Vordingen unmöglich machten. Ein versteckter Eingang im Walde war natürlich für Soldaten- und Räuberspiele wie geschaffen.

Im Winter gab es meist viel Schnee, und das Jungenleben war ein beständiger Kampf mit den Polizisten, die das Schlittenfahren in der Stadt nicht gestatten wollten. Hatten die Brüder mehr Zeit, so zogen sie mit den Kameraden zum Schlittschuhlaufen nach einem der vielen Teiche, die es in der Umgebung der Stadt gab. Ein Fest war es auch, wenn einer dieser Teiche zum Fisch- und Krebsfang abgelassen wurde. Der glückliche Knabe, dessen Vater Teichbesitzer war, hatte an dem Tage in der Schule frei, die anderen kamen dann zum Helfen. Im Sommer kam das Schwimmen an die Reihe. Die Brüder hatten es gelernt ohne Schwimmlehrer mit Hilfe von Schweinsblasen und Geflechten aus Schilf. Bei einer solchen Gelegenheit war es, daß ein Vetter Georg K., der mit seinem Bruder in unserm väterlichen Haus als Gast weilte, Fritz das Leben rettete. Die anderen Knaben waren schon am Ufer, als Fritz plötzlich vermißt wurde und sie ihn in einiger Entfernung auf und abtauchen sahen. Georg K. sprang sofort ins Wasser und brachte den Besinnungslosen ans Ufer, wo er sich bald erholte. Es wurde beschlossen, den Eltern nichts davon zu sagen, da sonst das Schwimmen verboten worden wäre. Erst viel später haben die Eltern erfahren, in welcher Gefahr ihr Kind geschwebt hatte.

Es wurde manches vor den Eltern geheim gehalten. Unser Vater sah seine Kinder zwar gern fröhlich, hatte Humor und neckte sie. Aber wenn er strafte, konnte er sehr streng sein. Die Strafe war ihm dann eine Pflicht, darum war er so unerbittlich. Es gab ein Weihnachtsfest, da war Fritz mit schlechter Betragenszensur aus Meißen gekommen und stand am Heiligen Abend bittend hinter Vaters Stuhl: er möge ihm doch wieder gut sein. Aber der Abend verging, ohne daß die Harmonie wiederhergestellt wurde. In den späteren Jahren war Fritz wohl der Einzige, der auch bei den größten Widerständen keine verdeckten Hintergründe ließ, sondern sich immer mit dem Vater auseinandersetzte und ein restloses gegenseitiges Vertrauen erzwang. Beide Eltern forderten unbedingten Gehorsam ohne Widerrede oder Erörterungen. Die Psyche des Kindes und ihre besonderen Schwierigkeiten wurden nicht sehr in Betracht gezogen.

Eine kleine eigene Erinnerung möchte ich hier einfügen:

Als meine Schwester Dora nach dem Schulpensionat Luisenstift bei Dresden gebracht worden war, schloß ich mich enger mit einem Kreis Mädels aus meiner Klasse zusammen. Da tauchte eines Tages ein hübsches Kind auf, das zu einer Theatergruppe gehörte und mitspielte. Die kleine Person war sehr reizvoll und lebhaft, und bald spielten wir vor und nach der Schule und in den Pausen Theater. Besonders günstig war es auch, daß unser guter alter Oberlehrer häufig einmal „dringend nach Hause gehen mußte“ und uns schriftlich beschäftigte. Schnell waren die vorderen Bänke zusammengeschoben, Wachen gestellt und wir deklamierten: „Hermann, liebst du mich? Uhd wenn ich mich fest an dich klammere! usw.“ Alle Kinder waren schon ein oder mehrere Male im Theater gewesen, viele hatten als Statisten mitgewirkt, nur ich kannte die Zauberwelt nicht. Auf meine schüchterne Anfrage zu Hause kam das erwartete abweisende „Nein“ — ein „Nein“, bei dem keine Erörterung oder Klage möglich war. Wir spielten aber unentwegt weiter; nur litt ich sehr unter dem Mitleid oder Spott der glücklicheren Gefährtinnen. — Nach einem halben Jahr war wieder Aufregung in der Klasse. Eine Truppe führte im Rathaussaal die Oberammergauer Passionsspiele vor. „Diesmal darfst du sicher mitkommen“, hieß es, „es ist doch etwas Frommes.“ Das dachte ich auch und brachte mein Anliegen viel sicherer vor. Als ich zum Abendessen hereinkam, hörte ich noch, wie die Mutter sagte: „Erklär es ihr aber ordentlich.“ Das tat der Vater denn auch. Er erzählte mir von Oberammergau, wo die Spiele vorbereitet würden, die Auswahl der Spieler, die Pflege des Körpers, das Studium der Kleidung, das Vertiefen in den Stoff. Das seien Bilder, die nicht verletzten. Wenn ich aber die Vorführungen der Truppe gesehen hätte, würden vielleicht für immer die Geschichten der Bibel mit verzerrten häßlichen Bildern verbunden sein: das wolle er nicht. Er sagte auch bei der Gelegenheit, daß ich später die Theaterstücke auf einer großen schönen Bühne sehen sollte, aber ruhig warten müßte, bis die Zeit dazu käme. Die Linie war klar, und ich verstand es. Auch war ich gehoben dadurch, daß meine Sache ernst genommen wurde, so daß ich diesmal tapferer dem Ansturm der Geföhrtinnen standhalten konnte.

So wollten uns die Eltern fernhalten von allem Oberflächlichen und Banalen. Sie zogen eine Art unsichtbare Mauer um uns, hinter der wir nicht viel wußten von dem, was die Gedanken und Sinne der meisten Menschen ausfüllt. Klatsch war natürlich ausgeschlossen, aber es wurde überhaupt wenig über Menschen geurteilt. Ihre Geldsorgen ließen die Eltern nicht vor unsere Ohren kommen. Wir wußten nicht, ob wir arm oder reich seien. Nur daß wir weniger gut angezogen waren, als die Kinder der wohlhabenderen Familien; denn unsere Mutter, die zwar selbst nur gute Stoffe trug, hatte keinen Sinn für schöne Kleidung und war nie eitel mit ihren Kindern. „Übers Essen wird nicht geredet bei Tisch“, sagte der Vater, wenn wir versuchten zu loben oder zu mäkeln. Unterhaltungslektüre war wenig im Haus. Oft pflegten wir an den hohen Bücherregalen emporzuklettern an all den Bänden Luther und Steffens „Was ich erlebte“ vorbei, um nach Erzählungen zu suchen — aber vergebens.

Als ich mit meinem Bruder 1912 in England war, gerieten wir einmal unerwartet auf einen Juxplatz in der Nähe des Christal Palace. Er lief mitten hinein und konnte seine Augen nicht losreißen von dem bunten Gewirr. Als ich zum Weitergehen drängte, weil der Abend noch anders besetzt war, sagte er halb entschuldigend: „Ich habe wohl als Junge nicht genug davon gehabt, da ist immer eine Lücke.“ Ich kannte sie wohl, diese Lücke, die Sehnsucht nach dem, was hinter der Mauer lag, die uns allen im späteren Leben hier und da einmal klaffte.

Viel Kraft und Geschlossenheit, auch mit Wärme, lag in unserm Elternhaus. Aber es schickte uns in eine fremde Welt mit starrer Weltunkenntnis einerseits, und einem heißen Lebenshunger anderseits. Das ist die Klippe, an der so manches Pastorenkind gescheitert ist. Wenn keins von uns jüngeren Geschwistern daran zu Grunde gegangen ist, so danken wir viel unserm ältesten Bruder. Er trug den Ausgleich in sich. Die Weltunkenntnis wurde durch ein intensives Eindringen in die Wirklichkeiten der Welt gemeistert, und den Lebenshunger stellte er unter die Kontrolle der Lebenspflicht. So ist er als erster Kranich vor uns hergeflogen und hat den Weg gewiesen.

Berlin Margarete Naumann

Weltliche Weihnachtsfeiern

Ein Nachklang zur Festzeit

Eine Schar junger Mädchen in der Kleinstadt X. hat sich sechs Wochen lang eifriger Kochstudien beflissen. Der Kursus ist zu Ende, und die Teilnehmerinnen fühlen das Bedürfnis, der jungen Lehrerin und sich selber eine Abschiedsfeier zu halten. Dabei soll natürlich etwas geboten werden. Wird man eine Idee finden für das Programm? Nichts leichter als das! Wir schreiben ja den 22. Dezember — da heißt die Parole selbstverständlich „weihnachtlich". Und so wird der Saal mit Tannengrün geschmückt, ein Adventskranz aufgehängt, Weihnachtslieder werden eingeübt. Da der Kursus von einer städtischen Behörde finanziert war, so wird auch eines der Stadthäupter eingeladen. Und das Programm wickelt sich ab; nichts fehlt, vom Pelzmärte über den Verkündigungsengel auf Bethlehems Flur bis zum lebenden Bild mit leibhaftiger Krippe und einer Puppe darin. Zwei Strömungen gehen deutlich unterscheidbar im Programm nebeneinander her: die Beiträge der halb dörflich, halb proletarisch gestimmten und gebildeten Kochschülerinnen und die Beiträge der feinen, lieben jungen Lehrerin, die der christlichen Jugendbewegung angehört. Zu den ersteren gehört die zur Laute gesungene Schauerballade von der verlorenen Tochter im Gefängnis, die der im Sarge liegenden Mutter gedenkt — am Weihnachtsabend natürlich, bei Sturmesgeheul; Kehrreim ungefähr:

Von droben ertönet die Kunde so süß:
Für dich kam ein Heiland vom Paradies.

Zu den letzteren gehört das von einem kleinen Chor vorgetragene Lied „Es ist ein Ros' entsprungen", und dann die gebackenen Sterne, die der Pelzmärte allen, auch dem Stadtvater austeilt, und auf denen die Lehrerin die sinnigsten Weihnachtsstrophen mit eigener Hand geschrieben, angebracht hat; mich traf:

Also hat Gott die Welt geliebt,
daß er aus freiem Trieb
uns seinen Sohn zum Heiland gibt.
Wie hat uns Gott so lieb!

An diesem Abend ist mir die oft gefühlte Frage in ihrem ganzen Ernst zum Bewußtsein gekommen: Dürfen wir die Weihnachtsbotschaft zum Inhalt x-beliebiger Feiern machen, nur weil sie gerade in den Dezember fallen? Haben wir ein Recht, das unfaßbare Geheimnis „Gott ist im Fleische" zum Leitmotiv gemütlicher Zusammenkünfte zu machen und die herrlichen, innigen Ausdrucksformen, die von frommen Dichtern diesem Geheimnis gegeben wurden, zur Ausfüllung unsrer Vereinsprogramme zu benützen? — Dabei war jene Feier noch keine der schlimmsten, weil sie einheitlich von Anfang bis Schluß den religiösen Grundton festzuhalten suchte; die Mädchen hatten noch genügend Spuren religiöser Erziehung, um das hinzunehmen, und der Stadtvater summte auch mit bei „Stille Nacht". Schlimmer ist es, wenn Vereinsweihnachtsfeiern mit „O du fröhliche" beginnen und mit hochkomischen Verkleidungsscherzen und flotten Tänzen endigen. (Man muß einmal das viel mißbrauchte „O du fröhliche" im Christfestvormittagsgottesdienst gehört haben, von der Menge der hochgestimmten Kirchgänger gesungen, daß es brausend durch die Halle zieht — leider wird es bei uns in Württemberg wenig so gebraucht — um zu spüren, daß gemütlich-sentimental gestimmte Vereinsbrüder kein Recht darauf haben.) Das Mißliche bei meiner Kochkursusfeier lag darin, daß Anlaß und Zweck der Feier mit der Weihnachtsbotschaft ganz und gar nichts zu tun hatten; für mein Empfinden auch darin, daß bei all dem Schönen und Tiefen nicht Wenige zuhörten, mitsangen und mitspielten, deren Herz meilenferne war. Die junge Lehrerin war sich dieser letzteren Unstimmigkeit wohl bewußt; sie würde mir erwidern: „Eben darum!" Und ich will nicht mit ihr darüber streiten, wie weit es am Platze war, hier Mission zu treiben. Aber Anlaß und Mittel! Die tiefen, hehren Sprüche auf den gebackenen Sternen, der Engel mit dem silbersternbesäten Kleid! Geschmacklosigkeiten? Der Fall liegt ernster. Der Mißbrauch des Hohen und Heiligen macht uns unfähig, es in seiner Tiefe zu erfassen.

Wo bleibt die Ehrfurcht, die „anbetet und schweiget", und die Demut „Du bist der Schöpfer aller Ding, ich bin nur Staub und Erde"?

Wollen wir uns nicht entschlossen abkehren von dieser Unlauterkeit und diesem ehrfurchtslosen Treiben? Wir, die wir Christen sein wollen, müßten reinlich scheiden lernen: hie weltliche Feier — hie Christgeburtsfeier. Der weltlichen Feier könnte eine Fülle von Poesie gewahrt bleiben: Märchenpoesie mit Pelzmärte, Heinzelmännchen und Feen für die Kleinen; Winterpoesie, Lichterfreude für die Großen; Freude des Beschenkens und Beschenktwerdens für Alle. Die CW hat im letzten Jahr *) Aufführungsstücke empfohlen, die nur diese nichtreligiösen Züge der Weihnachtstradition zu Motiven nehmen; das ist ein Anfang. Welche Dichterfeder schenkt uns weitere Gaben dieser Art? Viele würden danach greifen, um darin Befreiung zu finden von dem vielleicht nur unklar als beschämend empfundenen Zwang, Anleihen zu machen im Reich der christlichen Religion.

Aber dich friert es vielleicht, lieber Leser, beim Gedanken an diese Weihnachtsfeier, in der das Christkind keinen Platz mehr haben soll, bei der Gaben der Liebe geschenkt werden, ohne daß des Ursprungs aller menschlichen Liebe gedacht wird; an der Lichterbäume brennen, ohne daß du singen dürftest „Das ewig Licht geht da herein"? Nun, du brauchst ja vielleicht nie ein solches Fest zu feiern. Mit deinen Kindern, denen du das Jahr über die Geschichten von Jesus erzählst, wirst du bewegten und andächtigen Herzens seinen Geburtstag feiern. In dem Verein, den du leitest, seid ihr auch das Jahr über um das Evangelium geschart; warum soll nicht in der Weihnachtszeit die schönste aller Lukasgeschichten unter euch erklingen: „Es begab sich aber, daß ein Gebot ausging von dem Kaiser Augustus — —"? Und bei *diesen* Feiern wird alles Drum und Dran zum Sinnbild des Heiligen: der Adventskranz und der immergrüne Tannenbaum; sogar das Gebäck, das Krippe und Engel aus Teig modelliert darstellt. Auch die Gaben, sei es, daß die Kleinen sie noch selig ahnend als direkt vom Himmel durchs Christkind gebracht hinnehmen, oder daß die Größeren wissen: die Liebe von oben hat die Herzen derer entzündet, die uns beschenken. Bei solchen Feiern, namentlich denen in der Familie, wird *die Krippe* der liebevoll gestaltete und andächtig betrachtete Mittelpunkt der Weihnachtsstube sein, und ganz von selber wird man unter den Weihnachtsliedern die tiefen und kräftigen bevorzugen.

Aber wir Andern, die wir eine Reihe anderer Feiern zur Weihnachtszeit mitzumachen haben — in Heimen, Kursen, Fachschulklassen, Berufsverbänden — (die Feier ganz abzustellen, liegt vielleicht nicht in unsrer Hand); mit Leuten allerlei Glaubens und Unglaubens, zu denen von unsrem tiefsten Sehnen und höchsten Besitz zu reden wir nie Gelegenheit hatten? In solchen Fällen sollten wir unbedingt das Unsrige dazu tun, daß die Weihnachtsbotschaft und das Kind in der Krippe ungenannt bleiben. Wir können freilich nicht wehren, daß die schönen Symbole unsres Christfestes auch dort gebraucht werden: Tannenbaum und Tannenzweige — womit sollte man sonst schmücken mitten im Winter? Auch den Kerzenglanz können wir nicht nur den Feiern vorbehalten, wo gesungen wird: „Von deiner Krippe alänzt ein Strahl". Einige Lieder gibt es immerhin auf den Tannenbaum und den Weihnachtsmann; Erzählungen wie „Bergkristall"

*) 1925, 46/47, 1059 f.

von Stifter und „Friede auf Erden" von Schmitthenner könnten das Beisammensein veredeln. Wer nennt weitere Beiträge zu einem weltlichen Weihnachtsprogramm?

Die große Not unsrer Weihnachtszeit können wir damit nicht aus der Welt schaffen: daß die hochheilige, gnadenbringende Zeit eine Zeit flachen Genießens, üppigen Protzens und rasenden Geschäftsbetriebs geworden ist. War es vor zwei Jahrzehnten vielleicht mehr noch eine süßliche, kitschige Weihnachtsromantik, die uns das Heilige entwertete, so erschrecken wir heute vor allem über die furchtbare Herrschaft des Mammonsgeistes, die uns in den Wochen vor Weihnachten entgegentritt. Hochflut der Reklame und Weißglut des Konkurrenzkampfes! Man denkt mit tiefem Mitleid an die Geschäftsleute, die als Christen Weihnacht feiern möchten, die aber nicht anders können als das atemraubende Rennen mitmachen, weil Weihnachten Spekulation geworden ist, und weil der Erfolg einer Weihnachtssaison über ihre Existenz entscheiden kann. Und unsre Großstadtkinder müssen alles mit ansehen! Ich kann nicht glauben, daß sie am heiligen Abend beim Eintritt ins Weihnachtszimmer die gleichen seligen Schauer fühlen, die wir als Kinder einst erlebten; daß ihre durch grell-zuckende Lichtreklamen abgestumpften Augen den Goldglanz des Christbaumes so überwältigend empfinden; sie haben ja auch in den vorhergehenden Wochen bei jedem Gang durch die Straßen hundert brennende Christbäume in den Schaufenstern sehen können. Auch der Adventskranz wird ja bereits zu Reklamezwecken hergestellt; aus Pappe gefertigt, mit großzügiger fernwirkender Bemaluna, hängt er im Schaufenster, und an den Fronten eines Warenhauses prangen riesige, über alle Stockwerke hin reichende Christbäume, die bei Tage geisterhaft wirken in ihrer fahlen, blaugrünen Färbung. All dieser Verweltlichung und Verwilderung können wir nicht wehren. Um so mehr wollen wir die Christgeburtsfeiern, die wir mit den Unsrigen — Angehörigen und Gesinnungsfreunden — feiern, zur innigen Anbetung des Christkindes gestalten und von den Feiern, wo dies nicht möglich ist, seinen heiligen Namen fernhalten.

Heidenheim a. Br. Martha Krockenberger

Dies ist der Tag des Herrn

Der Sabbat ist um des Menschen willen gemacht. Mark. 2, 27

Was ist aus unserm Sonntag geworden. Es fiel uns leicht und war uns angenehm, den englischen Sonntag in seiner Strenge und Langeweile zu verurteilen. Aber nun sind wir ins andere Extrem verfallen. Unser Sonntag ist äußerst kurzweilig geworden: er ist nur kein Sonntag mehr!

Der Staat hat den Bürgern zu einem guten Sonntag helfen wollen. Wo sich die Arbeitgeber und Geschäftsleute nicht selbst einigten, um ihren Angestellten den freien Sonntag zu schenken, hat der Staat sie dazu verpflichtet. Vielen hat er außerdem noch den Samstag Nachmittag obendrein geschenkt. Aber Eins hat der Staat nicht getan und vergaß somit die Hauptsache: er vergaß den also Freigewordenen die nützliche Verwendung des Sonntags zu lehren. Der Mensch ist wieder einmal von etwas freigeworden, ohne daß man ihm sagte, wozu er es wurde! — Ob er es von selbst lernen wird?

Einige gewiß! Mancher Fabrikarbeiter bestellt am Sonnabend seinen Garten und hackt sein Holz. Manche Familie freut sich die ganze Woche auf den Sonntag und teilt ihn sich vernünftig ein: am Morgen Gottesdienst und Sonntagsschule, nach dem Essen Ruhe und Spiel, am Nachmittag Spaziergang, am Abend Lektüre und Musik. Aber ist das die Mehrzahl?

Die Anderen haben nur Einen Wunsch: möglichst weit zu fahren, möglichst viel zu genießen! Die in der Woche durch die Arbeit auseinandergerissene Familie bleibt es auch am Sonntag, durch das Vergnügen. Jedes geht seiner Wege, mit seinem Verein, seinen Altersgenossen, oder in seinen Klub. Die letzten Freistunden des Samstags und Sonntags werden ausgenutzt bis in die Nacht. Müde und mißmutig wird am Montag die Arbeit wieder aufgenommen. Der Sonntag ist somit für die Woche nicht nur nicht zum Segen, er ist zum Fluche geworden.

Andern ist es weniger ums Ausfliegen und Ausgehen zu tun. Sie sind an stramme Arbeit gewohnt und mögen sie auch Sonntags nicht missen. Da spart man sich in der Woche Alles auf den Sonntag auf, wofür es an Zeit mangelte. Das soll nun am heiligen Ruhetag aufgearbeitet werden!

In der Tat wird er reichlich damit ausgefüllt; aber ist das sein Zweck? Muß man heute wirklich den Leuten den Sinn und die Wohltat des Sonntags erklären? Ist er nicht, nach Gott und seinem Dienst, vor Allem dem heute so schwer gefährdeten Familienleben gewidmet? Zumal in einer Zeit, wo selbst die Kirche in bester Absicht den Nachteilen des Vereinswesens nicht entgeht und oft genug, in der Stadt zumal, ungewollt mithilft am Auseinanderreißen ihrer Glieder nach Alter, Geschlecht, Fähigkeit und Neigung? Pascal sagt einmal, es gebe eine Menge bedauernswerter Menschen, die nicht mehr imstande seien, in einem Zimmer stillzusitzen. Das galt für seine Tage: was würde er zu den unsern sagen?

In der Erbauung, dann in der Erholung das zu finden, was jedem Familiengliede etwas zu sagen hat, ist die große, aber doch nicht allzuschwere Kunst. Auch die profane Lektüre muß auf diesen Ton gemeinsamer Erhebung und gemeinsamen Interesses abgestimmt sein. Man soll es eben an jenem Tage lernen, nicht nebeneinander herzugehn, sondern ineinander aufzugehn, sich zu finden und innerlich zu verstehn. Welcher andere Tag ist der Sammlung günstiger, der friedlichen Ruhe, dem ernsten Nachdenken, dem stillen Gedankenaustausch? Bedürfen wir nach den heute so ausgefüllten und angespannten Wochentagen solches Anhaltens und Besinnens nicht mehr, als unsere Altvordern? Und statt dessen rasen wir durch die Welt und haben nur einen Ehrgeiz: dem Ort so fern als möglich sein, der der Schauplatz unserer Wochenarbeit ist.

So macht sich der moderne Mensch arm durch eigene Schuld. Er hat sich an das Hasten so gewöhnt, daß das Stillesein, von dem Rothe so schön spricht, ihn eine Überwindung kostet. Mag es: er soll sich seinen Sonntag etwas kosten lassen, wenn er es nur überhaupt dazu bringt.

Und der Sonntag Abend? Wieviel Bücher stehn ungelesen und schön gebunden neben uns auf dem Brett! Wieviel Menschen haben nicht das Buch ganz oder zum großen Teil gegen die Zeitung ausgetauscht und beziehen aus ihr Bildung oder Erholung. Und die Hausmusik? Das Quartett oder Trio der guten alten Zeit, die Kinder ums Klavier, an dem die Mutter Volkslieder spielt? Grammophon, Pianola und Radio sind an die Stelle getreten: die Freude des erworbenen Genusses fehlt.

Was könnte der Sonntag nicht heute noch sein! Meinte Jesus nur, wir sollten seine Herrn sein, um ihn gelegentlich zu brechen? Oder würde er uns nicht vielmehr heute für moderne Sklaven der Sonntagshast und Sonntagsbelustigung erklären? Was ist aus der Freiheit jener genußsüchtigen Menschenmassen geworden, die sich herdenweise über Stadt und Land ergießen?

Genug: das Gebot des Herrn ist auch für unsere Zeit kein unmögliches. Der Weg ist gewiesen: möge sich auch der Wille finden, ihn zu gehn!

Bullet Eduard Platzhoff-Lejeune

Bemerkungen zu D. J. Schneider: Die kirchenstatistischen Ergebnisse der Gegenwart

Der Leiter des statistischen Amts des Deutschen Evangelischen Kirchenausschusses, Professor D. J. Schneider, veröffentliche auch im vorigen Jahr die Ergebnisse seiner kirchenstatistischen Studien, die um so bedeutungsvoller sind, als darin bereits Material aus der Allgemeinen Volkszählung von 1925 verarbeitet werden konnte. Niemand, der in der kirchlichen Arbeit steht, wird an diesem Buch vorübergehen können, das neben vielem Ernsten und Mahnenden auch hoffnungsvollere Ausblicke zeigt, wie das langsame Ansteigen der Abendmahlsbeteiligung und — als fernen Lichtschimmer am Horizont — die leise Zunahme des evangelischen Geburtenüberschusses.

Aber gerade weil dieses Buch in viele Hände kommen muß und kommen wird, liest man es nicht ohne schwere Bedenken gegen die Art der Darstellung. Das Temperament, mit dem der Verfasser seine Ergebnisse vorträgt, scheut an vielen Stellen vor ungerechten, verletzenden und unklugen Ausfällen nicht zurück. Es ist schon nicht erfreulich, wenn in so rein sachlichen Zusammenhängen die römisch-katholische Kirche als Ganzes immer wieder angegriffen wird. Man sollte nicht sagen, daß wir uns von „solchen Prahlereien" (nämlich daß die katholische Kirche als unerschütterlicher Turm ohne Risse und Sprünge dastünde) „nicht einschüchtern lassen", besonders dann nicht, wenn man in Bezug auf die eigene Kirche unmittelbar darauf schreibt: „Die Wächter auf ihren Zinnen schlafen nicht." Auch daß der Verfasser bei dieser scharfen Stellung gegen den Katholizismus ihn gerade an der Stelle preist, wo Viele von uns ihn für höchst gefährlich und sogar anstößig halten, nämlich in der Einwirkung des Beichtstuhls auf die Bevölkerungszunahme, ist eine Beurteilung, in der man ihm nicht folgen kann.

Professor Schneider billigt die geschichtliche Entwicklung der letzten Jahre nicht; er steht der Gegenwart mit ihren Bestrebungen und Problemen durchaus skeptisch gegenüber. Das ist gewiß seine eigene Angelegenheit. Aber es rechtfertigt nicht, daß er — ohne daß sein Stoff dazu eine Veranlassung bietet — zum Angriff vorgeht gegen Stände, Parteien und Richtungen, die seinem Geschmack nicht entsprechen. So wird auf Seite 140 von den pädagogischen Akademien gesagt, sie würden noch manches Fiasko erleiden, so lange wenigstens, als die Volksschullehrer den Akademikern gehaltlich nicht gleich gestellt sind. „Das ist natürlich stilles Ziel der ganzen Reform, aber davon darf einstweilen in den Lehrerzeitungen noch nicht zu laut geredet werden." Was heißt dieser Satz? Doch nichts Anderes, als daß ein großer und wichtiger Stand unseres Volkes ideale Beweggründe als Deckmantel der Förderung seiner geldlichen Interessen benützt. Gegen eine solche Verdächtigung aber muß man aufs schärfste protestieren. Weiter: Auf S. 127 wird über irreführende Pressenachrichten betr. das Wachstum der katholischen Kirche gesprochen: „Neuerdings band eine demokratische Zeitung in Berlin ihren gutgläubigen, auf dem Gebiet der konfessionellen Bewegung wahrscheinlich sehr wenig orientierten Lesern" diesen „Bären auf." „Dieser Bär ist vielleicht aus dem Zwinger der ultramontanen Presse ausgebrochen. Derartige Nachrichten werden mit Vorliebe in solchen Blättern untergebracht, bei deren Lesern man auf weitgehende Leichtgläubigkeit rechnen darf. Es ist auch taktisch geschickt, sie in demokratischen Blättern abzulagern; die politische Nachbarschaft von Demokratie und Ultramontanismus ermöglicht das." Über den Geschmack in den hier gebrauchten Wendungen soll nicht gestritten werde. Aber am Inhalt kann man nicht mit gleicher Duldung vorbeigehen. Denn hier ist erstens unterstellt, daß die demokratischen Kreise aus Mangel an religiösem Interesse, oder vielleicht, weil sie in großer Zahl nichtchristlichen Bekenntnissen angehören, in kirchlichen Dingen urteilslos und leichtgläubig seien, und zweitens, daß ihre „politische Nachbarschaft" (also doch wohl die Regierungskoalition mit dem Zentrum) sie Einflüsterungen von ultramontaner Seite zugänglich mache. Beides sind Behauptungen, die nicht nur die zahlreichen Theologen demokratischer Prägung, sondern darüber hinaus weite Kreise von evangelischen Männern und Frauen kränken müssen, die demokratische Staatsgesinnung mit lebendigem protestantischen Christentum verbinden.

Endlich drittens: der Theologenmangel macht dem Statistiker wie uns Allen ernste Sorgen. Er geht den Ursachen dieser wahrhaft bedrohlichen Erscheinung nach und findet sie in erster Linie in dem, was er die „aus dem Zeitgeist geborene nörgelnde Verachtung der Kirche" nennt, die „auch auf gewisse Richtungen in der Kirche abgefärbt hat." „Es war ja so leicht, auf ‚diesem nicht mehr ungewöhnlichen' Wege den Ruhm des scharfen Denkers und frommen Bußpredigers mit einmal zu gewinnen." Als Beispiel einer solchen unberechtigten Kritik zitiert Professor Schneider einen in der CW (1925 Nr. 35/36) von Pfarrer Alexander Beyer veröffentlichten Aufsatz und fügt hinzu: „Bestehen die verschiedenen Anstöße am Kirchendienst, von denen die CW redet, zu Recht — was wir unentschieden lassen wollen — so kann man ihr das Zeugnis nicht versagen, daß sie diese Anstöße redlich gefördert hat."

Man kann einen solchen Satz nur mit Betrübnis lesen. Es ist die tief widerchristliche Einstellung, daß immer die Andern Schuld haben, und wenn der Verfasser sich gelegentlich gegen den Vorwurf der „Selbstgerechtigkeit" und des „pharisäischen Hochmuts" verwahrt, wenn er dem Bericht einer Sekte über ihre angeblichen Erfolge die Bemerkung anhängt: „Gehts denn nicht ohne Eigenlob?" so läßt er sich hier tiefer in seine Seele blicken, als ihm selber lieb sein kann, und enthüllt gerade die Eigenschaft, die unsrer religiös bewegten, innerlich frommen Jugend den Eintritt in den kirchlichen Dienst erschwert.

Neben den hier zitierten Stellen findet der Leser des Schneiderschen Buchs noch recht zahlreiche kleinere Anstöße und Fußangeln. Man legt es aus der Hand mit tiefem Bedauern darüber, daß diese bedeutende Leistung sich nicht rein darstellt und in dieser Form den Frieden und die innere Einheit unsrer Kirche wie unsres Volks nicht fördern wird *).

Berlin Agnes v. Zahn-Harnack

Bücher und Schriften

Das Buch Im Anfang. Verdeutscht von Martin Buber gemeinsam mit Franz Rosenzweig. Berlin, Verlag Lambert Schneider 1926. 206 S. Geb. 4 M., in Ganzpergament 10 M.

Mit dieser Übersetzung des 1. Buches Mose beginnt ein auf 20 Bände berechneter Versuch, „die Schrift in der kosmischen Tiefe ihres Sinngehaltes, in der rhythmischen Gestalt ihres Urtextes, in elementarer Treue gegen den Wortlaut, im edelsten Deutsch unserer Tage" der Gegenwart aktuell zu machen, wie es Luthers Übersetzung für ihre Zeit getan. Tatsächlich ist die sprachliche Wiedergabe vielfach ganz gut, wenn auch der Unterschied zwischen Prosa, gehobener Prosa und eigentlichen Versen völlig verloren geht. Aber wenn wir lesen „Er....höhte Hochgaben auf der Schlachtstatt. Da roch ER den Ruch der Befriedung ..." (8, 20 f.) so mag das vielleicht manchem Leser „kosmische Tiefen" erschließen, aber die „elementare Treue" wird dabei zur Untreue, weil solche Sprache auf Stelzen geht und oft direkt unverständlich ist. Das gilt auch von Ausdrücken wie „kinderbar" (15, 2), „drittbürtig" (15, 9) u. a. Gerade wo die Übersetzer sich sprachschöpferisch versuchen, klingt es vielmehr nach Bayreuth und Walhall als nach dem gelobten Lande: „König wärst du wohl gern bei uns du König, Oder Walter du, uns Walter" (37, 8). Und wozu die Schreibungen Chawa, Habal, Sfara, Jizchak, Essaw, Jaakob, zumal wenn der Gottesname doch immer mit ER umschrieben wird? So scheint mir die Aktualität nach einer verkehrten Seite zu gehen und ein wirkliches Verständnis nicht erreicht zu werden. Aber vielleicht bin ich da zu wenig modern, sind religiöse Ästheten von dem Buch begeistert. Die Ausstattung jedenfalls läßt nichts zu wünschen übrig. Walter Baumgartner

Reines Christentum. Die Religion der Zukunft als religionsgeschichtlicher Ertrag des Weltkrieges. Von Ernst Katzer. Gießen, Töpelmnn 1925. 75 S. 2 M.

Die Absicht dieser Schrift ist der Nachweis der Gegensätzlichkeit alttestamentlicher und neutestamentlicher Frömmigkeit. Der Verfasser geht von dem Erlebnis des Weltkrieges und den Versuchen der Rechtfertigung des Krieges durch christliche Theologen aus, um zu zeigen, daß hier vom Standpunkt alttestamentlichen Glaubens aus im Gegensatze zur Religion Christi geurteilt wird. Eine Rechtfertigung des Krieges sei nur vom Alten Testament aus möglich. „Der Krieg mit Bajonett und Geschütz vom neutestamentlichen Standpunkt angesehen ist und bleibt Sünde, was auch hiergegen gesagt werden möchte" (S. 7). Die Verbindung des A. T. mit dem Christentum sieht der Verfasser als verhängnisvollen Mißgriff an. Durch einen Vergleich der jüdischen und christlichen Frömmigkeit sucht er diese Behauptung zu beweisen, wobei er als zusammenfassendes Urteil über die jüdische Religion sich folgendermaßen äußert: „Die jüdische Religion ist im Grunde genommen ethische Sozialpolitik, Diesseitsreligion, moralischer Partikularismus" (S. 23). Dem gegenüber ist das Christentum die Religion der Liebe Gottes, der nicht mehr als der unnahbar Heilige, sondern ausschließlich als vertrauter Vater erfahren wird (S. 24). Die Verbindung des jüdischen Religionselementes mit dem christlichen, eine religiöse Zwitterbildung, hat nun nach der Meinung des Verfassers auch ein zwiespältiges Wesen der Kultur zur Folge gehabt, auf die diese Religion gewirkt hat. Das Vordringen jüdischen Geistes wird auf das Vorhandensein besagter jüdischer Religionselemente zurückgeführt. Als Religion der Zukunft wird ein judentumfreies, dem deutschen Wesen angemessenes, reines Christentum erwartet. Die Ausführungen dürften im Einzelnen wie im Allgemeinen sachlichen und grundsätzlichen Bedenken begegnen. Gustav Mensching

Der große Unwissende. Von Carl Dallago. Innsbruck, Brenner-Verlag 1924. 650 S. 5, geb. 6.50 M.

Der große Unwissende ist der, der das Wissen im intellektuellen Sinne aufgegeben hat, der „wahrhaft schöpferische Mensch", der „allein in die Tiefen hineinreicht" und „in erleuchteten Stunden" den „Anschluß an das ruhende Gesetz — an das Walten Gottes"

*) Es ist Jahr für Jahr bei diesem Jahrbuch dieselbe Klage. Aber sie bleibt völlig vergebens. Vgl. CW 1924, 31/32, 629 f. 1925, 31/32, 714 f. Sollten denn die Mitarbeiter gegenüber diesem Mangel an Objektivität, der einem statistischen Werk doppelt schlecht ansteht, so ganz ohnmächtig sein? DH

„ertastet". Unwissen ist „Innenschau" (S. 111). „Es läßt mit sich tun und gibt dadurch einer Gesetzlichkeit in sich Raum, die in ihrem Tun sittlicher und rechtlicher ist als jedes Machtgesetz" (S. 110). Kehrt der Mensch in sich ein, so kehrt er zum Ursprung zurück, zum „Urgrund, dem der Mensch entstammt" (S. 511). Diese Rückkehr zum „mystischen Ursprung" ist zugleich die Übung des Geistigen, Religiösen und Christlichen. Geistig, religiös und christlich ist ein und dasselbe, und die Evangelien (mehr oder minder auch Paulus, Augustin, Pascal, Kierkegaard) sagen nichts Anderes als der Taoteking, die „fernöstliche" Weisheit. Der Gegensatz zum Geistigen ist das „Institutionelle jeglicher Art, das, sei es als Staat, sei es besonders als Kirche und in jeglicher Satzung und Handlung dieser Institutionen, sich als Welt" und als Widergöttliches erweist. Zur „Welt" gehört nicht die Natur, die vielmehr „immer wieder von der Gottheit schwanger geht" (S. 106). Ein Glied dieser Natur ist der Mensch, von dem unmöglich anzunehmen ist, daß er „mit dem Uranfang, aus dem er hervorgegangen, nicht verbunden gewesen sei" (S. 167). Er ist das von Gott Gewollte, das Ebenbild Gottes, auch wenn er seiner natürlichen Bestimmung durch das Weltliche entfremdet ist. Streift er in Hinwendung zur Natur, d. i. in einer Entfaltung seines Wesens, die Unnatur der Gesellschaftsbildung ab, lebt er seiner eigenen Gesetzlichkeit, so lebt er den großen Heiligen nach, dem „Reinen Menschen" und auch Christus; denn er lebt dann das Religiöse. Für ihn ist auch der Tod willkommen „als die natürliche Endform des Lebens" (S. 123); ist dieser ja nur die Rückkehr in das Dunkel, in die göttliche „Verhangenheit" der menschlichen Herkunft.

Soweit die Grundzüge des aus Aufzeichnungen über verschiedene Themata des menschlichen Lebens — wie Familie, Wachstum, Besitz, das Geistliche und das Soziale usw. — bestehenden Buches von Dallago, das einheitlich und selbständig geschrieben ist. Kritik in Einzelheiten läßt sich an ihm nicht üben, wenn man mit der Kirche für christliche Überzeugung das Gegenteil zu allem Gesagten hält: nämlich, daß der Glaube Gott in Christus erkennt durch die Offenbarung und daß die Kirche diese Offenbarung, die kein allgemeines „Religiöses" ist, zu verkündigen hat; daß ferner nur der gefallene Mensch erlöst wird von seiner Sünde, die mehr ist als Ekel oder Ressentiment (vgl. S. 101), die nicht in seinem Belieben steht, sondern seine Weise auf der Erde zu sein ausmacht; daß endlich die Welt, diese zivilisierte Welt, in deren Institutionen sich das Gesetz andeutet, Gottes Schöpfung ist „wie am ersten Tag", daß aber nur der Glaube sieht, wie ihrer Mißgestalt vergeben und in ihr eine höhere Ordnung verhüllt ist.

Von hier aus erscheinen Dallagos Ausführungen als Häresie, die dadurch nicht gemildert wird, daß sie von einem vertreten wird, der sein Leben mit seinem Reden ernsthaft in Übereinstimmung bringt. Nur eine Inkonsequenz ist aufzuweisen. Wer die Sätze auf S. 186 ausspricht: „Denn das Religiöse als das Geistige steht allem Weltlichen, als einem Machwerk der Menschen, in ewiger Unbotmäßigkeit gegenüber. Es kennt die Zivilisation nicht. Das Religiöse ist das Wilde" — der würde besser tun, keine Bücher zu schreiben. Denn damit entfernt er sich ja von seinem Religiösen.

Aber bei aller Gegensätzlichkeit sei anerkannt, daß das Buch ein selbständiges Werk ist und von der Originalität, die ein in Anstrengung geführtes Leben verleiht. Von hier aus gesehen, ragt auch sein Inhalt über Vieles, was heute auf diesem Gebiet geschrieben wird, hinaus. Heinrich Schlier

Mystische Gottsucher der nachreformatorischen Zeit. Von Rudolf Windel. Halle a. S., Buchhandlung des Waisenhauses 1925. 52 S. 1.80 M.

Der Verfasser verspricht eine geschichtliche Orientierung über die nachreformatorische Mystik. Leider gibt er nur kurze mosaikartige Einzelbilder, ohne die geschichtlichen und inneren Verbindungslinien herauszuarbeiten. Auch die Sorgfalt den Quellen gegenüber läßt zu wünschen übrig. Nachdem Opel und Israel in ihren Arbeiten über Weigel gezeigt haben, wie völlig verzerrt die Ansichten dieses Mystikers in den späteren unechten Traktaten wiedergegeben sind, sollte man sich doch hüten, beides unter dem „Sammelnamen" (S. 1) Weigel wieder zusammenzuwerfen. Das Lied S. 19 stammt nicht von Weigel, sondern von Fetzer. Bei den vielen mitgeteilten Quellestellen vermißt man fast überall genauere Angaben. Zu S. 9 Anm. 1: Diltheys Arbeit über Coornhert dürfte dem Verfasser in den Ges. Schriften Bd. 2 jetzt nicht unzugänglich sein. Raumbeschränkung verbietet mir auf weitere Einzelheiten einzugehen. Friedrich Schiele †

Pestalozzi ein Führer zu wahrem Christentum. Von Max Schneiderreit. Liegnitz, Seyffarth 1926. 131 S. 3, geb. 4 M.

Daß ein Amtsgerichtsrat sich so tief hineingelesen hat in Pestalozzi und zugleich so fest und klar die Landmarken der Christlichkeit sieht, so frei von theologischer Engigkeit und gelehrter Systematik, so warm und ergriffen von der Gemütskraft seines Helden zeugen kann, ist eine wahre Erquickung. Eindringend wird an der Hand einer ausgebreiteten Zitatensammlung den besonderen wie den allgemeinen Bestreitungen des Pestalozzischen Christentums der Boden entzogen, besonders auch seinem vermeintlichen Rationalismus und bloßen Moralismus und Utilitarismus. Viel die Angriffe erklärender gegenteiliger Anschein wird mit Recht auf das Konto seiner schwerfälligen, unzugänglichen Ausdrucksweise gesetzt. Im Ganzen aber steht vor unserer bewundernden Liebe die eine, schlichte, ewige Gestalt des christlichen Menschenfreundes, wie ihn auch Wilhelm Schäfer uns nahe gebracht hat. Otto Baumgarten

Lebenstag eines Menschenfreundes. Roman. Von Wilhelm Schäfer. München, Georg Müller 1927. 25.—29. Tausend. 376 S. 5, geb. 8 M.

Dies Buch haben unsre Leser und Leserinnen doch schon in ihrer Bibliothek? Der „Menschenfreund" ist Pestalozzi. Am 17. Februar 1827 starb er. Viel Gutes mag das Hundertjahr-Gedächtnis dieses Tages bringen, Besseres kaum. Merkwürdig, daß der Dichter in dieser Jubiläumsausgabe das Schlußkapitel weggelassen hat. Vgl. Band 4 der „Erzählenden Schriften" Schäfers. Dafür bekommt man eine Vorrede. R

Neuentdeckte Denkmäler aus frühchristlicher Zeit

Die Memoria Apostolorum — Eine Basilika vor Porta Maggiore — Gnostische Grabkammern

2

Das zweite Denkmal, das wir besprechen, ist älter und nicht christlichen Ursprungs, aber für die Vorgeschichte der christlichen Basilika von Wichtigkeit. Es ist eine 1917 ausgegrabene Basilika des ersten Jahrhunderts vor der Porta Maggiore. ein durch eine neun Meter tiefe Treppe zugänglicher, von Anfang unterirdisch angelegter Raum von sehr mäßiger Ausdehnung; die Längenachse mißt zwölf Meter, das Mittelschiff mit drei, die beiden Seitenschiffe mit je zwei ergeben sieben Meter Breite. Daß der dreischiffige, aus dem Tuffstein ausgehauene Saal kein überhöhtes Mittelschiff hat, sondern mit drei auf Pfeilern ruhenden gleichhohen Tonnengewölben hallenartig überdeckt ist, erklärt sich aus dem starken Erddruck, dem die Anlage ausgesetzt war. Licht empfängt der Raum durch einen Schacht, der das Gewölbe des vorgelagerten kleinen Atriums durchbricht. Was aber am merkwürdigsten berührt, das ist, daß das Mittelschiff mit einer halbkreisförmigen Apsis abschließt. Unter allen bisher bekannt gewordenen Vorbildern der christlichen Basilika kommt die Basilika vor Porta Maggiore ihr am nächsten. Der Eintretende könnte sie für eine ausgereifte frühchristliche Basilika ansehen, wenn nicht ein Blick auf die Dekoration sofort dagegen entschiede. Die Ähnlichkeit wird noch verstärkt durch den Umstand, daß im Mittelschiff zwischen zwei Pfeilern ein Kultgerät gestanden haben muß, das nach den vorhandenen Falzrinnen des Mosaikbodens an einen Altar erinnert, und die Apsiswand die Ansatzspuren eines weiteren Kultgerätes enthält, in dem Einige eine Kathedra erkennen wollen.

Daran dürfte kaum ein Zweifel möglich sein, daß der geschilderte Raum keinen profanen Zwecken diente. Ob es sich um Totenkult oder um den Kultraum einer Mysterienreligion handelt, darüber gehen die Ansichten auseinander.

Die mythologischen Darstellungen, mit denen die von der Innenausstattung allein erhaltene Stukkatur geschmückt ist, sind verschiedener Deutung fähig, wie jede Allegorie. Immerhin läßt sich begründen, daß an einer so betonten Stelle wie der Apsiswand über einer Viktoria, die zwei Gestalten Kranz und Palme reicht, der Todessprung Sapphos vom leukadischen Felsen dargestellt ist, eine Meergottheit breitet ein Tuch unter ihr aus, um sie sanft zu erwarten, — vielleicht neupythagoräisch zu deuten als Sinnbild des Übergangs der Seele über den Ozean der Zeitlichkeit. Mit dieser Idee gehen die Darstellungen an zwei betonten Stellen des Mittelschiffes zusammen: der Leukippidenraub durch Castor und Pollux und die Entrückung eines Jünglings durch einen Genius. Ein Teil der übrigen mythologischen Darstellungen ist jedenfalls rein ornamentaler Art; der andere Teil ist, wenn er tiefere Beziehungen hat, in diesen für uns nicht durchsichtig. Das gilt auch von den Verbildlichungen des Vorraums. Es bleibt immerhin der Eindruck zurück, daß diese Bildwerke einen dem Jenseits zugewandten Kult widerspiegeln.

Es kann nicht versucht werden, über die Beeinflussung des christlichen Basilikatypus durch die ausgebildete römische Urform, wie sie in dem Beispiel vor der Porta Maggiore gegeben ist, eine bestimmte Vermutung aufzustellen. Das einzige Beispiel dieser Art wird es ja nicht gewesen sein, und es stammt nach dem Kunstcharakter der Stuckarbeiten aus dem ersten Jahrhundert des kaiserlichen Rom. Die Frage nach dieser Beeinflussung wird aber durch den neuen Fund gestellt. Die früheren künstlichen oder einseitigen Versuche, die christliche Basilika von einer bestimmten Bauvorlage, dem griechisch-römischen Haus, einer gewissen Tempelform, der Marktbasilika, abzuleiten, sind jetzt der Neigung, das Vorbild nur ganz allgemein in den Elementen der antiken Architektur zu sehen, gewichen. Nun muß man wieder fragen, ob nicht doch bestimmte Vorbilder stärker auf den frühchristlichen Kultbau eingewirkt haben.

3

Ein zufälliger Anlaß machte im Jahr 1919 an dem Viale Manzoni in Rom mit einer im ganzen trefflich erhaltenen Grabanlage aus der späteren Zeit der Aurelier (161—235), bekannt. Da sie innerhalb der Aureliansmauer liegt, muß sie jedenfalls vor

270 errichtet sein. Es sind nur drei Kammern, darunter zwei unterirdische mit einem Vorraum; die obere ist halb zerstört, und auch die beiden unteren haben durch die Anbringung weiterer Gräber Veränderungen erlitten. Aber die Qualität der Malerei ist dem Meisten, was in den Katakomben auf uns gekommen ist, überlegen, und der Bildinhalt weicht von dem gewohnten so bedeutsam ab, daß diese Wandfresken für die Religionsgeschichte sehr wertvoll sind.

Nach einer Mosaikinschrift im Boden der einen unterirdischen Kammer ist die Grabstätte von Aurelius Felicissimus für seine wohlverdienten Geschwister begründet, den Aurelius Onesimus, den Aurelius Papirius und die Jungfrau Aurelia Prima. Alle Vier werden Freigelassene eines Kaisers aus dem aurelianischem Hause gewesen sein und zu dessen Ehre den Namen Aurelius angenommen haben. Später eingebrochene Gräber bekunden, daß die Grabstätte längere Zeit hindurch benutzt worden ist, doch unter Schonung des ursprünglichen Bestandes.

Die Malreste in der oberen Kammer, vermutlich ein Ausschnitt aus einem größeren Cyklus, zeigen Adam und Eva unter dem Paradiesesbaum, ungewohnter Weise beide auf dessen linker Seite, sie sind im Gespräch mit der vom Boden sich aufrichtenden Schlange begriffen, also eine Szene vor dem Sündenfall. Dann sieht man einen Nackten vor einem großen sitzenden Manen stehen, vielleicht die Erschaffung Adams. Vor Säulenhallen gewahrt man je zwei sitzende Männer, die schreibend, lesend oder vortragend mit Buchrollen sich befassen, etwa in der Art, wie wir sie von der Darstellung der Evangelisten her kennen.

Betritt man die untere Kammer links, so trifft der Blick auf die aus den Katakomben geläufige Ornamentierung der Decke, eine Feldereinteilung, innerhalb deren der Gute Hirte mit dem Schaf auf der Schulter viermal begegnet. An dem unteren Teil der Wände entfaltet sich hochstehende Porträtkunst, in annähernder Lebensgröße sind elf, ursprünglich vielleicht zwölf Männer sichtbar mit individuellem Gesichtsausdruck. Ihre vermutliche Zwölfzahl hat Anlaß gegeben, sie „Apostel" zu benennen. Darüber breitet sich ein bemalter Wandstreifen aus, der sechs Szenen enthält. Auf einem Hügel sitzt ein weißgekleideter Mann mit einer Buchrolle, während am Hange unter ihm — ursprünglich zwölf — Schafe unter Gräsern und Stauden weiden. Dies wird die „Bergpredigt" genannt, auch als Darstellung des Hirtenkapitels im Johannesevangelium (Joh. 10) wird das Bild gedeutet. Doch ist zu beachten, daß der „Gute Hirte" hier keine Hirtenkleidung trägt, sondern als Lehrer gekennzeichnet ist, vielleicht auch durch die Bärtigkeit. Für die Frage nach dem Aufkommen des bärtigen Christustyppus ist dieser Fund wichtig. Nun folgt die Darstellung eines Festzuges. Rechts baut sich auf steil ansteigendem Gelände mit überragendem Gipfel, zu dem sich ein Weg hinaufzieht, eine ansehnliche Stadt auf, vor und in deren Tor sich eine festliche Menge drängt. Mit Willkommgebärden grüßt sie einen Reiter, der, ebenfalls mit erhobener Hand grüßend, auf sie zusprengt; hinter ihm sein Gefolge zu Fuß. Das nächste Bild wird schon verschieden gesehen. Vor einer Stadt, die nicht mehr so eingehend geschildert wird, öffnet sich für den Beschauer ein Säulenhof, in dem eine große Zahl von Menschen versammelt ist. Ob der Weißgekleidete in der Mitte, mit dem Stab in der Hand, sitzt oder steht, ist umstritten. Die Darstellung wird als Mahl- oder als Gerichtsszene gedeutet. Dem Säulenhof gegenüber und mit ihm durch einen Weg verbunden ist ein ausgedehnter Lustgarten, in dem sich einige Männer und Frauen ergehen. Er ist von einer Mauer umzogen, die von mehreren turmbewehrten Eingängen durchbrochen ist. An diesen Pforten steht jedesmal ein Mädchen mit einladender Gebärde. Ein solches findet sich auch gegenüber an dem stattlichen Portal des Säulenhofs. Hieran schließt sich auf der letzten Wand eine Mahlszene in der bekannten Form: zwölf Männer lagern an einem Sigmatisch, hinter einem Gast erscheint eine weibliche Gestalt. Im Vordergrund sind drei Diener um die Gäste bemüht; rechts von diesem Vorgang, durch besondere Umrahmung von ihm getrennt, stehen drei Männer im Gespräch. Dann folgt weiter rechts das merkwürdigste Bild dieser Kammer: am Fuß eines Hügels bewegen sich drei nackte Männer, die sich an der Hand führen, gegen einen Webstuhl zu, von diesem abgewandt steht ein Mädchen, das im Gespräch mit einem sitzenden älteren bärtigen Manne begriffen ist. Oben auf dem Hügel weidet eine Herde von Ziegen und Schafen und es erheben sich mehrere Gebäude, an deren einem eine Frau steht.

Die zweite Kammer zeigt wieder die üblichen Schmuckstücke der Katakombenmalerei in geometrischen Feldern. Um so mehr erregt am Gewölbe das Szenenbild des Mittelfeldes die Aufmerksamkeit: eine verschleierte Frau steht inmitten von zwei bärtigen Männern, die mit einer verzierten Tunika und einem fremdartigen Bandwerk an Beinen und Füßen bekleidet sind; der Größere von Beiden, zur Linken der Frau hält einen Stab über sie, der andere trägt eine Buchrolle. An drei Wänden sind je zwei Arkosole übereinander eingelassen; an der oberen Rückwand sind je zwölf Figuren aufgemalt, einmal zur Hälfte oder beinahe zur Hälfte Männer und Frauen, die man in Beziehung zu den Inhabern der Kammer setzen kann. Von dem übrigen Inhalt ist wenigstens noch zu erwähnen, daß der Mann mit dem Stab mehrmals wiederkehrt. Dieser Kammer liegt ein kleinerer Raum vor, der gleichfalls eine einfache Ausmalung erhalten hat. Hier ist der vielbemerkte stehende Mann zu sehen, der auf ein grünes Kreuz vor ihm in der Höhe weist, — das Motiv der Konstantinslegende etwa ein Jahrhundert vor Konstantin.

Dieses Symbol trägt wesentlich dazu bei, daß so gut wie allgemein der christliche Charakter der Malereien vorausgesetzt wird. Ebenso wird aber das Fremdartige dieser Bilderreihen empfunden. Viele einzelne Züge sind gemeinchristlich, ja ganze Bilder sind den frühchristlichen verwandt oder gleich: der Gute Hirte, das Seligenmahl, wohl auch das Paradies; andere aber weisen auf einen Sonderboden. Man hat es offenbar mit gnostischen Grabkammern zu tun. Wilpert glaubt sogar die gnostische Gemeinde nennen zu können, der die Bestatteten angehörten; es sind nach ihm die Ophiten und zwar eine Richtung derselben, zu der das Christentum nicht nur den Namen beigetragen hat. Es soll die Lehre des Karpokrates und Epiphanes hier verbildlicht sein: die Offenbarung der Schlange an Adam und Eva, die gnostische Trias, die 24 Emanationen des göttlichen Wesens, Christus (Mann mit dem Stab), die zwölf Apostel, gnostische Lehrer, lehrende Frauen, die Bergpredigt, die Speisung der Volksmenge, die Bekleidung der Nackten, Apotheose des Epiphanes mit anschließendem Festmahl. Es bleibt aber gewagt, lediglich aus einigen Bilderreihen, deren Einheitlichkeit erst vorausgesetzt werden muß, eine zusammenhängende Erklärung zu geben. Man sieht dies daran, wie weit heute noch die Deutungen auseinandergehen. Die Bilder werden für gnostisch erklärt, aber es wird auf Herausstellung eines gemeinsamen Gedankens verzichtet. Selbst die Geschichte Hiobs wird aus dem Fries der ersten Unterkammer herausgelesen, oder es werden die Gestalten hinter dem Webstuhl als Odysseus und Penelope genommen. In der vermeintlichen „gnostischen Trias" dürfte Lietzmann mit Recht die Einweihung eines weiblichen Mysten sehen; Hans Achelis denkt in den gnostischen Gedanken der Seelenwanderung — die drei Nackten und die Herde — und der Himmelsreise der Seele (Festzug, Gericht, Paradies) das lösende Wort gefunden zu haben. Vielleicht muß man sich mit einer Gesamtdeutung bescheiden, bis etwa weitere glückliche Funde uns mit der Bilderwelt der Gnostiker näher bekannt machen. Auch so gewährt uns diese Grabmalerei einen Einblick in die gährenden und seltsame Verbindungen und Mischungen hervorrufenden Geistesvorgänge des Übergangs von der heidnischen zur christlichen Ära, die den unvergänglichen Reiz der frühchristlichen Geschichte mitbedingen*).

Marburg Rudolf Günther

Aus der Welt der Mission

Es ist geplant, in regelmäßigen Abständen über die Missionsarbeit des Protestantismus zu berichten. Wir beginnen mit demjenigen Erdteil, der sich — mehr noch als Asien — mit rasender Geschwindigkeit aus einem Objekt der europäischen Ausbeutungsgelüste in eine furchtbare Anklage gegen die Weißen und in eine Gefahr für sie verwandelt. Die Zeiten sind vorbei, da man „die schlafende Afrika" modellieren konnte. Afrika ist erwacht, und ein Zittern durchläuft unsere Erdhälfte vor dem, was da kommen wird. Die Mission ist aufs stärkste von diesen Vorgängen in Mitleidenschaft gezogen. Wir beginnen deshalb unsere Rundschau mit Notizen über:

Missionsarbeit in Afrika.

Seit dem Kriege ist in britischen Regierungskreisen ein merklicher Umschwung in der Behandlung der Eingeborenen festzustellen. Man hat, besonders durch die Kriegserfahrungen, gelernt, daß die erzieherischen Einflüsse auf moralischem und religiösem Gebiet sehr viel wichtiger sind, als man es früher wahrhaben wollte. Der furchtbare Zersetzungsprozeß, den die Berührung mit europäischer Kultur in allen Völkern hervorruft, nimmt in Afrika besonders krasse Formen an. Zerfällt hier doch mit der „Sitte" stets auch die Sittlichkeit! Für das Tempo, mit dem sich Afrika verändert, sind folgende Zahlen bezeichnend:

In Uganda wurden eingeführt:

Autos	1922 :	134	1924 :	945
Fahrräder	1922 :	383	1924 :	17 430
Motorräder	1922 :	197	1924 :	911

(Die Zahlen stammen von Herrn Professor Richter-Berlin.)

Man muß sich also, will man die Einheimischen nicht dem reinsten Nihilismus zutreiben lassen, umsehen nach moralischen und religiösen Aquivalenten für die dahinschwindende Eingeborenen-Religion und -Kultur. Kein anderes Aquivalent reicht nun heran an die Mission. Seitdem in maßgebenden Kreisen das — endlich — eingesehen wurde, hat folgerecht eine Organisation der Zusammenarbeit zwischen Kolonialregierung und Mission eingesetzt, die weit hinauszugehen scheint über das bisher üb-

*) Von leicht zugänglicher Literatur (zum Teil mit Abbildungen) seien genannt: Berichte Styggers über die Ausgrabungen unter S. Sebastiano in Röm. Quartalschrift Bd. 29. Ebenda Bd. 30 eine Zusammenfassung von Kirsch, vgl. Jahresbericht der Görresgesellschaft 1921. Lietzmann in Zeitschr. für neutestl. Wissenschaft 1922. — Über die Basilika von Porta Maggiore vgl. Archäologischer Anzeiger 1921, S. 102—107; 1922, S. 348—351. Kunstchronik 1917. — Über die Ausgrabungen am Viale Manzoni siehe Archäologischer Anzeiger 1921, S. 111 ff. Lietzmann a. a. O. H. Achelis in „Kunst und Kirche", März 1926. — Eine knappe aber inhaltreiche Übersicht über die neueren Funde bei J. Sauer, Neues Licht auf dem Gebiet der christlichen Archäologie. Freiburg i. B., Speyer und Körner 1925. 68 S. 7.50 M.

liche Maß. 1924 fand nahe bei London in High Leigh eine Erziehungskonferenz für Afrika statt, an der auch drei Vertreter der deutschen Mission teilnahmen. 1925 wurde dann ein Erziehungsbeirat gegründet, und ein Minister brachte vor das Parlament ein amtliches Memorandum, das ein ausführliches Erziehungsprogramm enthält. In ihm sind die Missionsgedanken über Eingeborenenerziehung großzügig anerkannt, so daß jetzt das afrikanische Schulwesen im Zeichen betonter Zusammenarbeit von Kolonialregierung und Missionsgesellschaften steht.

Was das praktisch bedeuten kann, hat vor allem die Internationale Afrika-Konferenz in Le Zoute (Belgien) vom 14.—20. September 1926 gezeigt. (Vgl. EvDtld 1926 47, D. Hennig-Herrnhut.) 175 Missionsarbeiter, die meist im afrikanischen Missionsdienst stehen oder gestanden haben, 45 Vertreter von Kolonialregierungen, Universitäten und mancherlei Instituten versammelten sich dort. „Männer wie der frühere Gouverneur von Nigerien Sir Frederick Lugard, oder der Kolonialsekretär von Kenya Denham, oder Professor Macmillan von der Universität Witwatersrand, oder Dr. Loram, einer der eingeborenen Kommissare der südafrikanischen Union, vertraten auf der Konferenz englische Interessen. Daneben waren der frühere Gouverneur der Kongo-Kolonie de Meulemeester und ein portugiesischer Minister neben deutschen und amerikanischen Fachleuten vertreten. Für die Erziehung der Afrikaner arbeitete die Konferenz den Grundsatz heraus, daß alle an der Erziehung beteiligten Mächte, Regierungen, Missionen, Eingeborenen und die Farmer und Händler gleichmäßiges Interesse durch Mitarbeit beweisen sollten. Die Konferenz konnte ein ausführliches Erziehungsprogramm entwerfen, dessen wesentliche Gedanken folgende sind:

In Afrika sollte die Oberaufsicht über die Erziehungsarbeiten und die Bestimmung der grundlegenden Prinzipien wie überall bei den Regierungen stehen, die sich sachverständigen Rat aus allen Kreisen holen müssen und Pädagogen von Fach in ihren Dienst stellen. Die Erziehung in den Elementarjahren sollte im Wesentlichen den Missionen überlassen bleiben, und die Regierungen sollten nur höhere Schulen gründen, für die die Mittel der Missionen doch nicht ausreichen würden. Der ganze Aufbau der Schulen sollte der afrikanischen Umwelt angepaßt werden, und es sollte in allen Fächern der leitende Gedanke sein, daß die Afrikaner für ein afrikanisches Leben erzogen werden müssen. Bei dem starken Vorwiegen der religiösen Bedürfnisse der Afrikaner ist zum Zweck der Charakterbildung der größte Wert darauf zu legen, daß der gesamte Unterricht in allen Fächern religiös bestimmt sei. Erziehung in der Muttersprache und ausschließlich durch die Muttersprache ist für die ersten vier Jahre selbstverständliche Forderung einer gesunden Erziehung. Erst in späteren Jahren sollte eine Kolonialsprache gelehrt werden. Man sollte sich aber vor dem Versuch hüten, Eingeborenen künstlich eine sogenannte Lingua franca aufzuzwingen. Dabei ist im Aufbau des Unterrichts die Erziehung beider Geschlechter gleichzeitig im Auge zu behalten, damit die Erziehung der Frau der des Mannes parallel bleibt und sich ein gesundes, normales Familienleben entwickeln kann." (Bericht des Teilnehmers D. Schlunk, Hamburg.)

An diesen Beschlüssen ist Zweierlei wichtig. Einmal die Frage: wie weit werden sie sich praktisch durchsetzen lassen? Für einige Gebiete, z. B. die Goldküste, sind sie bereits anerkannte amtliche Politik. Ohne Frage werden sie zunächst in Gebieten unter britischem Regiment, später vielleicht auch in französischen, belgischen und portugiesischen Territorien wirken. Für uns Deutsche haben sie die wichtige Folge, daß für Mandatsgebiete und damit für ehemalige deutsche Missionsfelder Richtlinien gewonnen sind, die das schwierige Werk der Wiederbesetzung verlorener Stationen wesentlich fördern. Die Rückkehr von Missionaren verschiedener deutscher Gesellschaften nach dem ehemaligen Deutsch-Ost-Afrika, jetzt Tanganjika-Territory, hängt mit dem neuen englischen Kurs eng zusammen. Zweitens bedeuten diese Vorgänge einen Sieg der Gedanken alter Missionstradition, wie sie gerade auch von deutscher Seite — oft in Auseinandersetzung mit außerdeutschen Missionsfreunden — seit langem verfochten worden ist: Überordnung der einheimischen Sprache und Kultur über den Europäismus! Wenn jetzt auch Kolonialregierungen in diese Kampffront gegen Europäisierung einzutreten suchen, so soll die Schwierigkeit einer solchen Schwenkung gewiß nicht verkannt werden. Anderseits wird man es jedoch ehrlich begrüßen dürfen, daß innerhalb des britischen Empire besonnene, aufbauende, erzieherische, ja ausgesprochen christliche Kräfte neben vielerlei anderen sich geltend machen.

Der eigentlichen Mission stehen damit allerdings schwere Entscheidungen bevor. Sie sieht ihr Schulwesen stark in den Bann kolonialer Absichten gezogen und wird schärfer als je auf der Hut sein müssen gegen Verkultivierung und Politisierung ihrer Arbeit. Die warnenden Stimmen dürfen trotzdem nicht das letzte Wort haben. Es sei hingewiesen auf die Sondernummer über Afrika, die The International Review of Missions als Nummer 59 (July) 1926 herausgebracht hat. Ein dickes Buch mit Fachaufsätzen, die jedoch weit über das Fachliche hinaus Wert haben! Die Rassenfrage und das Erziehungsproblem stehen im Mittelpunkt. Der Berliner Ordinarius für afrikanische Sprachen (früher norddeutsche Missionar) D. Westermann, liefert einen fesselnden Beitrag über den „Wert der Vergangenheit des Afrikaners". Eine Statistik über die deutschen Missionen in britischen Territorien gibt übersichtlich den Stand vom Sommer 1926 wieder.

Bei dieser Gelegenheit soll das Organ des Internationalen Missionsrates angelegentlich empfohlen sein. Wer englisch lesen kann, erfährt da nicht nur eine Fülle von Tatsachen, sondern bekommt wertvolle Winke für die eigene Heimatarbeit in Kirche, Schule und öffentlichem Leben. So ist die Entstehung von Volkskirchen in Afrika ungemein lehrreich für die Arbeit zu Hause. Das Stadium der Mission beginnt dem der Kirche zu weichen. Wie bezeichnend ist z. B. die Zusammensetzung der regierenden Synode der Tschi- und Ga-Kirche (Goldküste)! Da ist neben dem moderator (Vorsitzenden) und dem synod-clerk (Geschäftsführer) ein Komitee von elf Herren: 1 Vertreter der Baseler, 2 Vertreter der Schottischen Mission und 8 Eingeborene. Der Vorsitzende und der Synod-Clerk sind selbstverständlich Einheimische. Welch einen Ruck in der geschichtlichen Entwicklung offenbart dieses Zahlenverhältnis mit seinem starken Übergewicht der Schwarzen über die Weißen! Und was für Fragen harren erst noch der Lösung! — Ebenso sei hingewiesen auf die „Neue Allgemeine Missionszeitschrift". Sie bringt im Jahrgang 1926 eine inhaltreiche Afrika-Rundschau aus der Feder von D. Schlunk.

Im Zusammenhang mit der sorgsam vorbereiteten und gründlich ausgewerteten Konferenz ist in London „ein Internationales Institut für afrikanische Sprachen und Kulturen gegründet worden, um mit seinem wissenschaftlichen Rat allen Instanzen zu dienen, die sich um die Erziehung und kulturelle Hebung der afrikanischen Bevölkerung bemühen. Beteiligt sind alle wissenschaftlichen Institute der Welt, die mit Afrika zu tun haben. Für die internationale Anerkennung deutscher wissenschaftlicher Arbeit ist es bezeichnend, daß zum Vorsitzenden der schon genannte D. Westermann von der Berliner Universität berufen ist, für den internationalen Charakter des Instituts, daß an zweiter Stelle der Franzose Professor Delafosse von Paris den Vorsitz haben soll." (Allgemeine Missions-Nachrichten, 27. Okt. 1926.) — Albert Schweitzer ist nach einem Brief vom 11. Oktober so sehr beschäftigt — gerade mit Bauarbeit für etwa 200 Menschen —, daß er auch diesmal Weihnachten nicht in der Heimat verbringen kann.

Gießen Heinrich Frick

Vom Katholizismus der Gegenwart

Die Kurie und Italien — Die Relief Bill und der englische Katholizismus — Kirchlich-politische Krisis in Frankreich

Der von unserem Spectator Romanus zu voreilig gefeierte „Friedensschluß" zwischen der Kurie und dem neuen Italien (1926 Sp. 1066, 1251 ff.) wird jedenfalls noch längere Zeit in keinem äußerlich sichtbaren Vertrag und in keiner Urkunde zu fassen sein. Doch tut sich in zahllosen Einzelheiten die veränderte Atmosphäre kund. Der Oss. Rom. vom 4. November (255) bringt mit Zustimmung eine Rede Mussolinis, worin dieser in Bologna sich über das Unvermögen der Wissenschaft, die letzten Gründe des Daseins zu erforschen, ausgesprochen hat. „Es wird immer ein Bereich des Geheimnisses übrig bleiben, eine verschlossene Wand, vor der der menschliche Geist die Kniee beugen und auf diese Wand ein einziges Wort schreiben muß: Gott! Daher kann ein Konflikt zwischen Wissenschaft und Glaube nicht vorhanden sein." Das päpstliche Blatt, das am Tage zuvor die Errettung Mussolinis vom vierten Attentat herzlich begrüßt hatte, bemerkt dazu, daß in Bologna vor zwanzig Jahren auf einem internationalen philosophischen Kongreß die spiritualistische Strömung des modernen Denkens die Oberhand über den Materialismus bekommen habe, dessen unwiderruflicher Zusammenbruch sich damals überstürzte. Und jetzt sei es ein Staatsmann, der an derselben Stelle vor einer gelehrten Versammlung die Stimme des Glaubens ertönen lasse. Auch in der katholischen Presse Deutschlands ist bei der Berichterstattung über diese Rede das Wort des Corriere d'Italia wiederholt worden, daß der Duce vom Sozialisten „zum Glauben Dantes" zurückgefunden habe. Der Senior des Kardinalskollegiums, Vincenzo Vannutelli, der am 5. 12. seinen neunzigsten Geburtstag feierte, hat am 15. 11. bei einer Kircheneinweihung in Ostia die Worte ausgesprochen: „Die Besucher dieses Gottestempels werden nicht vergessen, darum zu beten, daß in der Welt ein dauernder religiöser und sozialer Friede hergestellt werde, und daß in unserem Italien die beharrlichen Sorgen des großen Sohnes der starken Romagna, der sich offenbar von der göttlichen Vorsehung zur Mitarbeit an diesem Ziele während der gegenwärtigen geschichtlichen Periode berufen zeigt, von Erfolg gekrönt sein mögen." Diese Anerkennung der Tätigkeit Mussolinis wurde hinwiederum von der faschistischen Presse mit besonderer Befriedigung gebucht.

Als weiteres Zeichen der neuen Freundschaft mag das gelten, daß Mussolini gern die Gelegenheit benutzt, öffentlich zu verbrennen, was er früher angebetet hat; so berichtet Oss. Rom. 275 mit Freuden von einem Gespräch, das einem deutschen Journalisten der TU-Korrespondenz gewährt wurde, worin die verderblichen Wirkungen der Großorientlogen gegeißelt werden. Auf Geheiß des Duce wurde dem Haupt des heil. Aloysius das aus seinem Reliquiar in Castiglione zu den in den letzten Tagen des Dezember veranstalteten Jahrhundertfeierlichkeiten des heil. Aloysius nach Sant' Ignazio in Rom reiste (CW 1926

Sp. 655), ein Salonwagen Erster Klasse auf Kosten des Staates zur Verfügung gestellt. Außerdem ist die Steuerlast der päpstlichen, durch kuriale Gelder in der Stadt Rom hergestellten Gebäude (von denen die bisher nur zur Nutznießung überlassenen, seit 1870 nominell im Staatsbesitz befindlichen Paläste und Kirchen unterschieden werden müssen) von 750 000 auf 450 000 Lire herabgesetzt worden.

Als ein Zeichen der Zeit muß es auch gewertet werden, daß der königlich italienische Botschafter in Paris seinen Landsmann Maglione, den neuen päpstlichen Nuntius für Frankreich, als Erster in einem offiziellen Festmahl begrüßte und dem gesamten diplomatischen Korps vorstellte. Die Dienstverhältnisse der päpstlichen Diplomatie bringen es mit sich, daß in der Regel die päpstlichen Nuntien als Rangälteste die Doyens der diplomatischen Korps in den europäischen Hauptstädten sind (so auch Pacelli in Berlin). Als solcher fungierte Maglione sofort bei den Neujahrsempfängen in Paris und hielt eine Rede, worin er zugleich im Namen seines päpstlichen Herrn eine vollkommene Billigung der französischen Friedenspolitik Briands und ein Bekenntnis zu Locarno und Thoiry aussprach (Germ. 2).

Dem Kloster in Loretto, das 1874 seine kostbare Bibliothek an den italienischen Staat abgeben mußte, sind die Codices nunmehr wieder zurückgegeben worden. Kurz danach ereignete sich eine Feuersbrunst im Dom zu Loretto, so daß dessen oberes Stockwerk ausbrannte. Glücklicherweise verrichtete gerade der italienische Luftschiffoberst Nobile, der Führer des Polarschiffes Norge (CW 1926 Sp. 561), mit seiner Mannschaft eine Dankandacht vor der Patronin der Luftschiffer, welche ja in vorbildlichem Flug ihr Haus von Nazareth mit Zwischenlandung in Tersato in Dalmatien nach Recanati in Unteritalien zu lenken verstand (CW 1925 Sp. 525). Die modernen Luftschiffer konnten ihrer Patronin beim Löschen des Brandes in ihrem Haus behilflich sein und wurden dafür vom Papste geehrt.

*

Die Annahme der Roman Catholic Relief Bill durch das englische Unterhaus in den ersten Dezembertagen und unmittelbar im Anschluß daran Mitte Dezember durch das englische Oberhaus hat die eigentümliche Stellung und Bedeutung des Katholizismus in England vor aller Welt beleuchtet. Nach einer neueren Statistik beträgt die Zahl der Katholiken im eigentlichen England 1 965 782; sie haben 4 Erzbistümer (Westminster, Birmingham, Liverpool, Cardiff) und 18 Diözesen, 4144 Priester, etwa 2000 Kirchen, 432 höhere Schulen und 1195 Elementarschulen (SalzbKZ 51). In Schottland gibt es 601 304 Katholiken unter 4 882 000 Einwohnern; mit zwei Erzbistümern und sechs Diözesen. Im Verhältnis zu der Gesamteinwohnerzahl (in England mit Wales 38 Millionen) ist die Zahl der Katholiken sehr gering. Ihr Ansehen litt, wie der Erzbischof von Westminster, Kardinal Bourne, soeben ausführte (Schönere Zukunft, 2. Jahrg., S. 255), bis vor kurzem durch die Tatsache, daß ihre Interessen vorwiegend von den Iren im Parlament geführt wurden. In Irland gibt es 3 242 670 Katholiken (bei einer Gesamtbevölkerung im Freistaat und in Ulster von 4 440 000 Einwohnern). Seit der Selbständigmachung Irlands ist die Bahn frei geworden für die nun von allen Parteien in beiden Häusern der katholischen Minorität in echt englischer Geste der Ritterlichkeit gewährte Aufhebung von den Roman Catholic Disabilities. Es handelt sich um Restbestände von acht Ausnahmegesetzen, die aus den alten Zeiten der Kämpfe gegen den Katholizismus stammen, von denen vier, wenn auch meist umgangen, immer noch empfindlich werden konnten (Prozessionsverbot, Rechtsunsicherheit des Grundbesitzes katholischer Orden, erschwerte Meldepflicht für Ordensmitglieder und Benachteiligung katholischer Stiftungen hinsichtlich der Einkommensteuer). Das Verbot einer Prozession in einem schottischen Wallfahrtsort gab gerade protestantisch-freikirchlichen Abgeordneten den Anstoß zur Einbringung der Relief Bill, deren Wirkung geschickter Weise auf England, Wales und Schottland beschränkt wurde. Dadurch wurde die Opposition der Ulsterprotestanten von vornherein unwirksam gemacht. Der Hauptein wand einzelner Gegner der Bill war, daß dadurch die anglokatholische Bewegung gestärkt und das Staatskirchentum geschädigt werden könne. Der Erzbischof von Canterbury sprach im Oberhaus für die Bill, die „nur gewisse Anomalien beseitigt, die den heutigen Tatsachen nicht mehr entsprechen". Er zählte dann diejenigen disabilities auf, die im Interesse der englischen Staatstradition unter keinen Umständen beseitigt werden könnten: nämlich 1. das Erbfolgegesetz, wonach kein Katholik die Krone tragen kann; 2. die Tatsache, daß kein Katholik Lord Chancellor werden kann, welcher die höchsten Kirchenstellen besetzt und „Bewahrer des königlichen Gewissens" ist; 3. daß ein katholischer Inhaber von Patronatsrechten über anglikanische Kirchenstellen die tatsächliche Wahl und Besetzung einem Nichtkatholiken übertragen müsse (Germ. 580).

So verbreitet auch die von Dean Inge (CW 1926 Sp. 1218) ausgesprochene Stimmung ist, so hat doch gerade Rudolf Kircher, der für kirchliche Bewegungen sehr interessierte Londoner Korrespondent der FZ (1926 Nr. 867) mit Recht bemerkt, daß jene Stimmung im Schwinden begriffen ist. Die Konversionen von Gebildeten zur katholischen Kirche dürften zur Zeit zahlreicher in England sein, als in andern Ländern des Kontinents. Unter Führung von G. K. Chesterton, der allmählich seine ganze Familie zum Übertritt veranlaßte, und unter der unermüdlichen Propaganda des Path to Rome durch den in Frankreich von einer englischen Mutter geborenen Hilaire Belloc, der eine Zeit lang liberaler Abgeordneter im Unterhaus war, macht sich in der Literatur ein „präraffaelitischer Medievalismus" geltend, als dessen Repräsentanten der Lyriker W. R. Childe, der Dramatiker Laurence Housmann („Spiele vom heil. Franziskus") und der Romanschriftsteller Compton Mackenzie (Romantrilogie „Die Altarstufen", „Des Pfarrers Fortschritt", „Die Himmelsleiter") besonders angesehen sind.

In die breiten Schichten der Bevölkerung wird durch die Catholic Evidence Guild die katholische Propaganda hineingetragen. Sie wurde 1918 durch einen Soldaten und Tenoristen aus Neuseeland, James Redwood, begründet und erfreut sich der besonderen Gunst des Kardinals Bourne, des Primas von England. Neben der Catholic Truth Society (London SW 1, Victoria Street 72), welche hauptsächlich der Schriftenverbreitung dient und deren Traktätchen in allen Kirchen ausliegen, ja auch in einzelnen anglokatholischen Kirchen von mir gefunden wurden, ist die Catholic Evidence Guild eine direkte Kampforganisation katholischer Laien, „die zur Verbreitung ihrer Religion bei Nichtkatholiken hauptsächlich auf dem Wege der öffentlichen Meetings" ausgebildet werden. So findet man im Hyde Park ganz regelmäßig die Sprecher und äußerst temperamentvollen Sprecherinnen (meist ist dem englischen Katholiken irisches Blut untermischt!), auf einer Haushaltungsleiter stehend, über der an langer Stange ein Kruzifix befestigt ist. Sie mischen sich auch in die Zuhörerschaft der evangelikalen Rednertribünen (Evangelical Hyde Park Mission u. a.) und suchen mit Zwischenrufen usw. hier die Diskussion in die Hand zu bekommen. 120 Sprecher (80 männliche und 40 weibliche), die mit allen Künsten der Rede und Gegenrede ausgebildet sind und eine zweijährige Bußzeit durchgemacht haben müssen, stehen zur Zeit (nach dem Jahresbericht von 1926) zur Verfügung. Außerhalb Londons gibt es ungefähr 30 solcher Gilden.

Die Pressepropaganda geht wesentlich von Traktaten und einer Reihe gutgeschriebener katholischer Geschichtsdarstellungen aus. Die wichtigste katholische Buchhandlung ist Burns, Oates und Washbourne (in allen großen Städten; Hauptgeschäft in London W 1, Orchardstr. 28); ferner die katholische Abteilung von Longmans, Green and Co. Eine katholische Tageszeitung gibt es in England nicht. Von den drei Wochenblättern ist The Tablet (19 Henrietta Str. WC 2) das Organ für Gebildete; The Universe (1 Arundel Str. WC 2) und Catholic Times (8 Bouverie Str. Fleet Street EC 4) sind mehr volkstümliche Sonntagsblätter. Dazu kommt die monatliche Jesuitenzeitschrift Month (Manresa Preß Roehampton, London SW 15), und das persönlich von G. K. Chesterton herausgegebene und nach ihm benannte Blatt des englischen Kulturkatholizismus G. K.s Weekly (20/21 Esseret Str. Strand London WC 2).

Der normale Engländer nimmt von der schneidigen und opferfreudigen Propaganda der Catholic Evidence Guild keine Notiz. Das anglokatholische Problem beschäftigt ihn mehr, als das römisch-katholische. Auch die anglokatholische Gruppe sucht in ihren Traktaten The Anglocatholic Congress Books (Society of S. S. Peter and Pauls, Westminsterhouse, Great Smith Str. London SW 1) das irenische Verständnis für die (römisch-)katholische Kirche und für das Mittelalter zu verbreiten. Ja man kann in einzelnen very high Churches (z. B. in St. Augustin von Canterbury in Hampstead) ausgewählte (?) Traktate der Catholic Truth Society vorwiegend biographischen Inhalts ausgelegt finden. Aber der englische Jesuit Martindale, der Biograph der Kardinäle Vaughan und Ullathorne, hat ganz Recht, wenn er seine festländischen Glaubensgenossen vor übertriebenen Hoffnungen hinsichtlich der anglokatholischen Bewegung warnt (Schönere Zukunft 1, Nr. 8). Selbst der extremste Anglokatholik geht nach Mecheln zu den Unionsbesprechungen in der unerschütterlichen Überzeugung, daß seine anglikanische Kirche einstens die una grex sub uno pastore zu vereinigen die Bestimmung habe. In der Ablehnung des päpstlichen Primats trifft er sich mit den an der Reservation und an allen sonstigen Katholizismen die schärfste Kritik übenden Gegner seines Standpunkts.. Unter diesem Glauben hat die anglikanische Kirche eine noch stärkere „Polarität" als die römische.

So ist die evangelische Abwehr- und Gegenbewegung gegen die katholische Propaganda in England von vornherein schwach und gebrochen. Sie geht von evangelikal-pietistischen Kreisen aus, ist ebenso, wie gegen Rom, so noch mehr wider den „Katholizismus" im eigenen Lager gerichtet, muß sich dabei aber ängstlich hüten, nicht in die Gemeinschaft der „liberalen" Bischöfe und Professoren zu kommen, die ebenfalls die Katholisierungstendenz in der eigenen Kirche bekämpfen. Und auch die Freikirchen sind in erster Linie darauf bedacht, ihre protestantische Position gegen die Staatskirche und nur nebenbei in zweiter Linie gegen Rom zu wahren. Immerhin ist es natürlich möglich, mit dem allgemeinen Schlagwort „Wider den Katholizismus" die Albert hall mit den evangelikalen Massen zu füllen. So fand am 1. Juni 1926 unter dem Vorsitz des im Bergarbeiterstreik viel genannten Ministers des Inneren, Sir W. Jonnson-Hicks eine große Demonstrationsversammlung statt, als „Aufruf

zur Reformation" (den ausführlichen Bericht darüber siehe im Evangelical Christendom Juli-August 1926, dem Organ der Worlds Evangelical Alliance, 19 Russell Square, London WC 1). Schriften und Flugblätter gegen den Katholizismus verbreitet außer dem Sekretariat der oben genannten Evangelischen Allianz und der Buchhandlung des Nationalkonzils der englischen Freikirchen (Memorial Hall, Farringdon Str. EC 4) auch noch die National Church League, die als das Hauptquartier der Low Church angesprochen werden kann (Dean Wace House, Wine Office Court, Fleet Str. EC 4); von hier wird die evangelische Vierteljahrsschrift The Churchman herausgegeben, die historisch und prinzipiell sich mit der „Reformation" der englischen Kirche beschäftigt. Außerdem wird der literarische Kampf gegen den Katholizismus mit engem Fanatismus geführt von zwei evangelikalen Buchhändlern: J. Kensit (L. EC 4, St. Pauls Churchyard 3—4), der eine Protestant Truth Society gegründet hat, welche Pamphlets aller Art gegen den Anglokatholizismus und über die Unterscheidungslehren gegen Rom herausgibt, und Chas. J. Thynne, Whitefriars Street EC 4 London. Ich bin ferner Handzetteln begegnet eines Protestant Press Bureau, Ilford Engl. und einem Manual of Romisch Controversy, das, nach dem Vorwort 1851 zuerst erschienen, bis jetzt in der Auflage von 27 000 verbreitet ist (Edinburgh, The Hope Trust 31 Moray Place).

Grundsätzlich ist für das Verhalten des gesamten Engländertums zur kleinen katholischen Minorität im Lande ebenso wie der von allen Parteien unterstützte Erlaß der Catholic Relief Bill ein anderes gleichzeitiges Ereignis bezeichnend: In der englischen Stadt Berkhamsted gibt es eine ganz kleine katholische Pfarrei mit einem tüchtigen katholischen Pfarrer, namens J. O'Neill. Dieser wurde mit 653 Stimmen in den Gemeinderat an zweiter Stelle gewählt, obwohl es im Orte nur 20 stimmberechtigte Katholiken gab. Man war sich einig, daß der Vertreter der katholischen Minorität im Gemeinderat nicht fehlen dürfe. Und der Bau der neuen großen katholischen Westminsterkathedrale in den Stilformen der Hagia Sophia aus englischem Backstein, mit reichstem Mosaikschumck im Innern, ist für die englischen Katholiken, aber nicht nur für diese, eine eminent nationale Angelegenheit, zu der sie unter keinen Umständen ausländisches Geld haben wollten, so sehr auch der englische Katholizismus aus den sozial ärmeren Klassen sich rekrutiert.

*

Die Action Française hat auf die Ansprache des Papstes im Konsistorium vom 20. Dezember (Sp. 41) mit einer Kriegserklärung geantwortet: „Wir wissen jetzt, was man von uns verlangt. ... Die Achtung vor dem Heiligen Stuhl, die Anordnung der Rechte der katholischen Kirche gehören zu den grundsätzlichen Lehren der Action Française. Auf dem politischen Gebiet aber kann der gegenwärtige Papst irren. ... Es ist für die Söhne bitter, den Weisungen eines Vaters zu widerstehen, aber wir können um des Gehorsams willen nicht ein Verbrechen begehen, das dem Vatermord gleichkommt. Tief betrübt, aber ohne Schwäche werden wir unsere Pflicht bis ans Ende erfüllen. Wir werden unser Land nicht verraten. Non possumus." Daraufhin hat der Erzbischof von Paris, Kardinal Dubois, in seinem Neujahrshirtenschreiben den Katholiken verboten, der Liga der Action Française anzugehören, ja sogar ihre bis jetzt an sämtlichen Kirchentüren regelmäßig und ausschließlich verkauften Zeitungen zu lesen. Die katholischen Tageszeitungen haben das Hirtenschreiben entweder ganz unterschlagen, oder nur in entstellender Kürze (wie der Figaro) gebracht. Kurz vorher hat General Castelnau, der Vorsitzende der national-katholischen Verbände, die auch nationalistische, wenn auch nicht so einseitig monarchistische Ziele verfolgen, wie die Action Française, von dem Kardinalstaatssekretär Gasparri ein Handschreiben bekommen, worin zum Ausdruck gebracht wird, die national-katholische Vereinigung müsse ihre Tätigkeit so einschränken, daß sie außerhalb der parteipolitischen Bewegung bleibe und sich über die politischen Parteien stelle. Dazu kommt als dritte Tatsache die schon erwähnte Neujahrsrede des Nuntius Maglione, worin eine päpstliche Billigung der Friedenspolitik Briands ausgesprochen war. Der Pariser Nuntius sah sich genötigt, sich nochmals in der Presse zu äußern, daß er mit seiner Rede weder die Autonomiebestrebungen im Elsaß (die sich auf Wahrung der katholischen Rechte gegenüber der französischen Laiengesetzgebung berufen) noch die Anschlußbestrebungen zwischen Österreich und Deutschland habe gutheißen oder zu ihnen Stellung nehmen wolle, daß er aber die Friedensbestrebungen der französischen Außenpolitik, die auf ausdrücklichen Garantien der Völker entsprechend den Ideen der Gerechtigkeit aufgebaut seien, anerkannt habe.

Es ist klar, daß diese kirchlich-kurialen Aktionen die an sich schon gespannte und reichlich ungeklärte politische Lage in Frankreich aufs Tiefste bewegen. Die Politik der Kurie geht klar darauf hinaus, zu verhindern, daß der französische Nationalismus sich wie bisher auf katholisch-kirchliche Organisationen stütze. Als Gegenforderung ist von dem Erzbischof von Lyon, Kardinal Maurin, in einer Rede vom 26. 11. bereits angekündigt, daß die entpolitisierten Katholikenverbände einen regelmäßigen Feldzug für das Unterrichtsrecht der Kongregationen sowie gegen die übrigen Laiengesetze unternehmen müßten. Wie im deutschen Kulturkampf müsse auch im republikanischen Frankreich die Freiheit des Unterrichts und die Anerkennung der katholischen Kirche und ihrer Institutionen erreicht werden.

Die Politik der Kurie erschöpft sich nicht darin, den ehemaligen Trennungspolitiker Briand durch Unterstützung seiner jetzigen Außenpolitik zur Buße für seine alten kirchenpolitischen Sünden zu bringen. In der Indizierung der Schriften von Maurras (die schon am 29. Januar 1914 vorbereitet war, jedoch mit Rücksicht auf die damalige politische Lage unterlassen wurde) und der Action française am 29. 12. (Oss. Rom. 7) wird ein bewußter Kampf gegen den „Maurrassismus" in aller Welt, gegen den religiös verbrämten Nationalismus, eröffnet, der vom gegenwärtigen Papste schon bei früheren Gelegenheiten als die modernste Ketzerei bezeichnet worden ist. (Vgl. auch Hochland 24 S. 485 ff. ZB 39.)

Marburg Heinrich Hermelink

Wöchentliche Chronik

Der Bericht der vom Völkerbund für die Kalenderreform eingesetzten Kommission ist in einem ansehnlichen Bande veröffentlicht. Er hat die Genehmigung der 2. Kommission des Völkerbundes gefunden, die dabei konstatierte, daß eine methodische weitere Prüfung fortgesetzt werden muß, am besten durch besondere nationale Studienorganisationen, und daß keine religiöse Korporation sich gegen die Fixierung des Osterfestes ausgesprochen hat.

Der Präsident des Deutschen Evangelischen Kirchenausschusses hat dem Präsidenten des Federal Council, dem Erzbischof von Winchester, dem Erzbischof Söderblom und dem Erzbischof Germanos folgenden Gruß gesandt: „In Dankbarkeit für die in Bern gestärkte Gemeinschaft grüße ich die amerikanische (britische, kontinentale, orthodoxe) Gruppe der Stockholmer Weltkonferenz zum Feste der in Jesus geoffenbarten Liebe Gottes mit dem Wunsche, daß sein Geist des Friedens durch den Dienst der Kirchen die Völker erleuchte und sie einander zum Segen setze."

Der Deutsche Evangelische Kirchenausschuß hat in seiner Dezembersitzung die Haltung der deutschen Delegation in Stockholm, insbesondere auch in der Kriegsschuldfrage, einmütig gebilligt. Dem Anschluß der deutschen Gemeinden in Genua, Sofia, Santiago, Concepcion und Osorno (Chile) wurde zugestimmt; eine Hilfsaktion für die freigegebene deutsche Christuskirche in Paris wurde angeregt. Auf dem Kirchentag in Königsberg 17.—21. Juni wird Professor Kahl über „Kirche und Vaterland" reden.

Der Deutsche Evangelische Kirchenausschuß hat die Schaffung einer Fahne als Zeichen für den Kirchenbund (dunkelviolettes Kreuz auf weißem Grund, doppelt so lang als breit, zwischen Fahnenrand und Kreuzbalken ein Drittel der Kreuzstärke) beschlossen.

Zwischen dem Deutsch-Evangelischen Kirchenbund und der österreichischen Kirchenleitung ist ein Abkommen getroffen zum gegenseitigen Austausch des Gesetzgebungsmaterials und der statistischen Erhebungen, gegenseitiger Anerkennung der Dienstzeit und Erleichterung der Anstellungsfähigkeit der Geistlichen. Deutschland wird Österreich bei der Gewinnung von Geistlichen behilflich sein und in dringlichen Fällen notleidende Gemeinden und Anstalten unterstützen.

Die in Eisenach versammelten Vertreter des „Freien Protestantismus" in Deutschland haben im Hinblick auf die Verhandlungen über den Abschluß eines Konkordats zwischen der römischen Kirche und dem Deutschen Reich oder Preußen beschlossen: „Wir lehnen den Weg eines Konkordats mit Entschiedenheit ab. Der Staat soll durch Staatsgesetz den Kirchen geben, was sie mit Recht beanspruchen können. Er soll die Freiheit ihrer Entwicklung und ihrer Arbeit im Volke sichern, den Lehrern aller Schulen bis zu den Hochschulen die Freiheit der Lehre erhalten und den finanziellen Verpflichtungen sich nicht entziehen. Aber er soll der katholischen Kirche von den Rechten des Staates, die die evangelische Kirche achtet, nichts ausliefern."

Der Zentralvorstand des Evangelischen Bundes erklärt einstimmig: „Wie bisher haben auch in Zukunft im Bunde alle theologischen, kirchenpolitischen und parteipolitischen Richtungen als solche gegenüber den allgemeinen Bundeszielen und Bundesaufgaben zu schweigen. Alle Richtungen im Evangelischen Bunde haben gleiches Heimatrecht. Diese Grundlage darf nicht erschüttert werden, eine Gefahr, die nur dann zu bannen ist, wenn alle Vertreter des Bundes sich die danach gebotene Zurückhaltung und Vorsicht auferlegen. Der Zentralvorstand begrüßt es, daß er nach dem Verlauf der heutigen Verhandlungen das Vertrauen hegen darf, daß auf allen Seiten der feste Wille besteht, dies gewissenhaft zu befolgen."

Professor Kittel in Leipzig hat eine neue Herausgabe der hebräischen Bibel bei der Württembergischen Bibelgesellschaft in die Wege geleitet; zur Aufbringung der Druckkosten haben verschiedene deutsche evangelische Landeskirchen Beihilfen zugesagt.

In Erfurt sind Erneuerungsarbeiten an den Lutherstätten und ein Luthermuseum geplant.

Nach einer vom „Vorwärts“ veranstalteten Rundfrage haben nur 10 % der Gasthausbetriebe von der verlängerten Polizeistunde im vollen Umfange Gebrauch gemacht und gerade die größten Betriebe nicht. An einem Stichtage waren Nachts 2½ Uhr in 43 Betrieben mit 2000 Plätzen nur 843 Gäste anwesend. Der „Vorwärts“ schließt daraus, daß die jetzigen Bestimmungen aufzuheben und die Polizeistunde nicht über 1 Uhr auszudehnen sei.

Die Hallische Burschenschaft Alemannia auf dem Pflug, unter deren Aktiven sich kein Theologe befindet, nimmt seit Jahren am Bußtag geschlossen an dem Gottesdienst in der Marktkirche teil. EvDtld 49

Auf Veranlassung des Landtagspräsidenten Peus in Dessau ist an den Reichstag eine Petition um Einführung einer gesetzlichen Wohnungssparpflicht gerichtet worden. Das Geld bleibt Eigentum des Sparers und ist verzinsbar, vererbbar und unpfändbar, darf aber nur zum Bau von Wohnungen verwendet werden.

Das bayerische Gesamtministerium hat öffentliche Tanzlustbarkeiten, Tanzveranstaltungen von Vereinen und geschlossene Veranstaltungen für die ganze Adventszeit, Heiligabend, ersten Weihnachtsfeiertag und die Zeit von Aschermittwoch bis Ostersonntag verboten; Ausnahmen für Fremdenverkehrsorte. AELKZ 52

Der Verein der Freidenker für Feuerbestattung und die Gemeinschaft proletarischer Freidenker haben sich vereinigt. Bundesogan wird „Der Freidenker“. „Der Atheist“ soll in eine internationale wissenschaftliche Zeitschrift umgewandelt werden; das Aktionsprogramm der Gemeinschaft proletarischer Freidenker soll von der neuen Einheitsorganisation übernommen werden.

Es gibt jetzt wieder 20 deutsche Missionsärzte gegen vier am Ende des Weltkrieges; am Ende des Jahres werden 22 Ärzte, darunter drei Frauen, in der Arbeit stehen, womit der Vorkriegszustand erreicht ist. Auch nach Afrika konnten vier ausgesandt werden. 12 nach China, vier nach Niederländisch-Indien.

In Wien wurde die sechste evangelische Kirche (Verklärungskirche, für 500 Personen) eingeweiht.

Der österreichische Bund der Christlichen Jungmännervereine hat seinen Anschluß an den deutschen Reichsverband der evangelischen Jungmännerbünde auf Grund einer Urabstimmung erklärt.

In Nyiregyhazza (Ungarn) wurde ein Internat für 200 Mädchen (Calvineum) eingeweiht, das für Waisen der calvinischen Pfarrer Ungarns und für Kinder der Kriegsopfer bestimmt ist.

In den Wojwodschaften Leonberg und Stanislau wurde gegen die Polonisierungsbestrebungen ein Verband deutscher Katholiken gegründet.

Ein Aufruf des Ausschusses der deutschen Synode Litauens legt die Gründe dar, die ein Zusammenarbeiten mit dem auf ungesetzliche Weise zu Stande gekommenen Konsistorium unter dem Vorsitze von Dr. Gaigalaitis ausschließen.

Die Sowjetbehörde hat das Staatsmonopol für den 40prozentigen Branntwein wieder eingeführt. Die Sowjetpresse bringt Berichte aus allen Teilen des Reiches über sich seitdem einstellende Volkstrunkenheit.

Finnland weist mit 98 % den größten Prozentsatz an Evangelischen in allen Ländern der Welt auf.

Die Gemeindefakultät in Oslo hat ein eigenes Praktisch-theologisches Seminar errichtet.

Über das norwegische Gesangbuch ist ein Sprachenstreit entstanden. Das neue Gesangbuch enthielt außer den in der Reichssprache (riksmål) abgefaßten Chorälen 200 in landsmål. Die Wünsche der Anhänger der echt norwegischen Sprache wurden aber damit nicht befriedigt. Es erschien ein eigenes Landsmålgesangbuch, das von der Regierung als gleichberechtigt anerkannt worden ist. Eiche 4

Unter den 67 Studenten der Straßburger evangelisch-theologischen Fakultät befinden sich 40 Ausländer und fünf weibliche Studierende.

Zur Linderung der Not der evangelischen Pfarrerfamilien Frankreichs hat sich ein Ausschuß gebildet, der einen Wohltätigkeitsbazar veranstaltete.

Die katholische Evangeliumsliga hat in kurzer Zeit unter den Katholiken Frankreichs über eine halbe Million Evangelien vertrieben. Mit großem Eifer arbeitet sie auch in Italien.

Der Religionsunterricht in Italien soll nach und nach auf alle Lehrinstitute ausgedehnt werden. An den Volksschulen ist er obligatorisch, in den höheren Schulen fakultativ; zum Teil haben sich alle Schüler ausnahmslos, in keinem Falle unter 30 % eintragen lassen. Nur ein Fünftel der Lehrkräfte haben die Erteilung des Religionsunterrichtes abgelehnt.

Das Fluchen wird in Italien gesetzlich geahndet. Jetzt organisiert auch die katholische Kirche eine Kampagne gegen das Fluchen. Über 3000 Komitees bestehen bereits. Die Fabrikbesitzer haben versprochen, in all ihren Fabriken das Fluchen unter Androhung sofortiger Entlassung zu verbieten. Eine entsprechende Klausel wird in alle Arbeitsverträge eingefügt; die Vertreter der Arbeitnehmer haben dieser Klausel zugestimmt. VZ 307

Der Erzbischof von Skutari hat den kirchlichen Bannfluch über alle ausgesprochen, die den italienisch-albanischen Vertrag unterzeichnet oder ratifiziert haben, da dieser Vertrag die Unabhängigkeit Albaniens vernichte. VZ 307

Die Norwegisch-Lutherische Kirche in Amerika umfaßt 3500 Gemeinden mit 600 000 Mitgliedern und 1500 Pastoren (in Norwegen selbst 706). Die Kirche unterhält ein Predigerseminar, ein Proseminar, 2 Lehrerseminare, 4 Colleges, 4 Junior Colleges, 7 Akademien, im ganzen 24 Anstalten mit 300 Lehrern und 4000 Studierenden. Für ihre Missionsgesellschaften bringt sie jährlich 1 000 000 Dollar auf. Eiche 4

Von Personen. Ernannt: Lic. Ernst Stähelin, Pfarrer in Olten, zum Ordinarius für Kirchengeschichte an Stelle des zurückgetretenen Professor D. Paul Wernle; Professor D. Kurt Deißner in Greifswald zum planmäßigen Ordinarius für NT ebenda als Nachfolger Kittels; Reichsgerichtspräsident Dr. Walter Simons zum ordentlichen Honorarprofessor für Völkerrecht in Leipzig. Promoviert: Superintendent Theodor Bungeroth in München-Gladbach zum D. von Bonn. Gestorben: Houston Stewart Chamberlain in Bayreuth, Lehrer Jakob Beyhl in Würzburg. E St

Verschiedenes

Zu unsern heutigen Artikeln.

Zu den Missionsartikeln von Schütz sei auf die Anklage Sven Hedins gegen die Christenheit erinnert, die uns ja gerade vorm Jahr erschüttert hat. Vgl. CW 1926 Nr. 2 und 8 (Richter), Nr. 4 und 5 (Witte). Aber was geschieht nun eigentlich darauf hin? Was ändert sich?

Zu den Erinnerungen an Friedrich Naumann. Das Beste, was bisher über sein Leben geschrieben wurde, ist das Buch seines Freundes Martin Wenck von 1920. Eine Biographie großen Stils ist in Vorbereitung, aber wohl noch nicht so bald zu erwarten; Theodor Heuß wird sie schreiben. R

Die Sorge der Frau Krockenberger hat uns viel beschäftigt. Ich habe den Artikel geistesverwandten Freundinnen und Freunden wiederholt vorgelesen. Man begegnet auch sonst den gleichen ernsten Gedanken. So mögen die Leser mit darüber nachdenken. Man kann die Erörterung auf eine ganz breite Basis stellen. Die Sehnsucht nach einer solchen „reinlichen Scheidung“ (Sp. 78) ist bei den Frommen aller Zeiten immer wieder dagewesen. Aber will das Gott? Ist das der Sinn der Kirche? Wir möchten heute kein abschließendes Wort dazu sagen.

Kleine Mitteilungen

Die Anmerkung Sp. 27 war so für unsre Leser gar nicht bestimmt, sondern für den Verfasser, den leider die Korrektur nicht erreichte. Sie ist aus Versehen stehen geblieben und muß vielmehr heißen, wie folgt: „Del teil: Jeanne d'Arc (Paris, Grasset 1925), ein neuer Roman, der mit intuitionistischen und expressionistischen Mitteln ein Phantasiegebild d'une fille de France herstellt. Immerhin weit würdiger als das „Leben der heiligen Johanna“ von Anatole France, dessen Sarkasmen ins Deutsche zu übersetzen sich Friederike M. Zweig bemüht hat (Berlin, Spaeth 1926. 480 S.)“

Der „römische Brief“ in Nr. 24 hat Widerspruch gefunden. Aber der Sinn dieser Briefe ist ja nicht, daß wir darin unsre Meinung finden. Was wir von Mussolini halten, ist bei dem rechtschaffenen Zeitungsleser das Ergebnis einer gewissenhaften Beobachtung, die ihm nicht bestritten werden soll. Der Sinn eines solchen Briefes aus Rom ist doch nur der eines Stimmungsbildes von dort, das uns Beobachtungen vermittelt, die man eben nur an Ort und Stelle machen kann. Unser Urteil ist ganz vornehmlich durch den Gedanken an Tirol bestimmt. Das darf uns aber nicht hindern, die Seele des italienischen Volkes und seines Duce von heute zu studieren, wie wir nur können. Und was die katholische Kirche anlangt, so führt bei uns Hermelink das Wort. Darauf nur können wir auch den Ritter F. R. von Lama verweisen mit seinen Bemerkungen in der Augsburger Postzeitung Nr. 7 vom 11. 1.

Der Bund für Gegenwartchristentum in Leipzig kündigt eine Vortragsreihe an: Natur und Gott. „Zur Einführung in das gleichnamige Werk von Titius“: 21. 1. Bedeutung der Natur für die Religion (Ludwig), 4. 2. Geschichte der Beziehungen zwischen Naturwissenschaft und Christentum (Steiner), 18. 2. Weltbild der modernen Naturwissenschaft (Löfche), 4. 3. Leben und Mensch in der modernen Naturwissenschaft (Stein), 18. 3. Synthese zwischen naturwissenschaftlichem Weltbild und christlicher Glaubensbekenntnis (Hennig), 1. 4. Abschließende Ergebnisse und sozialethische Forderungen (Herz). Gemeindesaal der Reformierten Kirche, Tröndlinring 7. 8 Uhr. Eintritt frei. R

Versammlungskalender

1. 2. Februar	Dorfkirchentag Berlin
19. 20. April	Thüringer Volkskirchenbund Sondershausen
23. April ff.	Generalsynode der altpreußischen Union Berlin
7.— 9. Juni	Evangelisch-sozialer Kongreß Hamburg
7.—10. Juni	Reformierter Bund Barmen
16.—21. Juni	Deutscher Evangelischer Kirchentag Königsberg
3. August ff.	Glaube und Verfassung (faith and order) Lausanne
3.— 5. Oktober	Bund für Gegenwartchristentum Meißen
17. Oktober	Freunde der Christlichen Welt Basel

Verantwortlich: Prof. D. Martin Rade, Marburg a. L.

Wegweisend in der liturgischen Bewegung

ist

Emanuel Linderholm

Neues Evangelienbuch

Gebete und Bibellesungen für den öffentlichen Gottesdienst, für Schul- und Einzel-Andacht

Deutsch von Th. Reißinger
mit Geleitwort von Rudolf Otto

Halbleinen gebunden drei Mark

„In seinem beherrschenden Grundgedanken und dem fein durchgeführten Aufbau, der auch in dem einheitlichen Stoffkreis jedes einzelnen Sonntags zum Ausdruck kommt, hat der Vorschlag L.s etwas ungemein Bestechendes. Auch dadurch empfiehlt er sich, daß er einmal sich um die drei großen Hauptfeste gruppiert, ferner für bestimmte Gedanken bestimmte Sonntage einordnet."
Theol. Literaturblatt

„Hier ist mit einem einzigartigen religiösen und liturgischen Instinkt ein Ganzes hingestellt, das Maßstab und Vorbild für weitere Arbeiten sein wird."
Die Eiche

„Ein Buch, nach dem jeder Geistliche und jeder Liturgiker, wenn ihm das Problem der Liturgik nahe getreten ist, gern greifen wird."
Die Kirchenmusik

„Alles, was uns hilft, liturgischen Reichtum zu mehren, ist hochwillkommen. Hier ist ein solches Hilfsmittel. Eine Schatzkammer."
Der Hochweg

„Es wäre zu wünschen, daß viel häufiger statt theoretischer Darlegungen solche konkreten Entwürfe als Muster vorgelegt würden; wir kämen dadurch rascher zur Verständigung untereinander. Alles in allem: dieses Buch ist sehr zu begrüßen."
Theol. Blätter

Leopold Klotz Verlag / Gotha

Erholungsbedürftige

finden im **Heim der Freunde der Christlichen Welt** in **Friedrichroda i. Thür.**, Schreibersweg 6, Fernspr. 270, liebevolle Aufnahme und Pflege. Herbst und Winter besonders geeignet für stille Erholung, Nachkur nach Krankheiten, Ruhe zu wissenschaftlicher Arbeit. Geschützte Lage des Hauses. Gut heizbare Zimmer. Gute Verpflegung. Anfragen an die Hausmutter.

Arbeitsfreudige jg. Mädchen (18–35 J.) mit guter Schulbildung werden zur Ausbildung als **Schwestern für Heil-, Erziehungs-, Krankenanstalten** und **Frauenkliniken** gesucht. Staatsanstellung, gutes Gehalt, Pensionsberechtigung. Aufnahmebedingungen w. versendet.
Beginn der Kurse April und Oktober.

Pfarrer **Wehrmann,**
Rektor des staatlichen Schwesternhauses **Arnsdorf,** Bez. Dresden.

Beste Bezugsquelle für doppeltgereinigte

Böhm. Bettfedern

Nur Qualitätsware. Preise per Pfund netto:

Weiße geschl. daunenweiche	4.70	3.80	2.70
Weißer geschliss. Halbflaum	7.25	6.30	5.60
Halbweißer Rupf	3.95	2.80	1.20
Weißer Flaumrupf..	7.60	6.70	5.80	4.00
Reiner groß-flock. Flaum	weiß 10.50	la ½ weiß	grau
	la la 14.90	11.20	8.00

Jede Garantie für lange Gebrauchsdauer. Muster u. Versand franko

Fabriklager: A. Kurz, München Schillerstr. 27 Mittelbau

Bergisches wissenschaftlich-theologisches Kränzchen.

Montag, den 24. Januar, nachm. 5½ Uhr, im „Düringerhof" in Lüttringhausen. „Shaws Auffassung von der Entwicklung und der Entwicklungsmöglichkeit des Christentums". (Brede.)

Wegen augenblicklichen Mangels an eigenem theologischem Nachwuchs suchen wir

mehrere Hilfsprediger.

Besoldung: Anfangsgehalt von Gruppe X.
Meldungen bis 31. Januar 1927 an den
Kirchenrat der Evangelischen Lutherischen Kirche im Hamburgischen Staate.
Hamburg 1, Jakobikirchhof 26.

Die evangelische Gemeinde

Wiener-Neustadt

sucht einen **Vikar.** Anfragen und Bewerbungen sind zu richten an Pfarrer **Matthaei,** Wiener-Neustadt, Bismarckring 4.

Beste deutsche Bezugsquelle für

billige böhmische Bettfedern

1 Pfd. graue, geschlissene M. —.80 und 1.—, halbweiße M. 1.20, weiße flaumige M. 2.—, 2.50 und 3.—, Herrschaftsschleiß M. 4.—, bester Halbflaum M. 5.— und 6.—, ungeschl. flaum. Rupffedern M. 2.20, 2.80 und 3.25, Flaumrupf M. 4.—;
Daunen weiß M. 7.—, hochfein M. 10.— zollfrei gegen Nachnahme von 10 Pfd. an postfrei.
Umtausch gestattet oder Geld zurück.
Ausführliche Preisliste und Muster kostenlos.

Rudolf Blahut, Bettfederngroßhaus,
Deschenitz 318, Böhmen.

Vertrauensposten

für bald oder später von gebildeter Dame Mitte 30 gesucht. Umsichtig, hauswirtschaftlich erfahren, an selbständigen Pflichtenkreis gewöhnt. Z. Zt. in großem Kinderheim tätig. Erste Referenzen und Zeugnisse stehen zur Verfügung. Leitende Stellung in Erholungsheim, Internat, Landerziehungsheim oder ähnlichem Betrieb angenehm. Event. auch Ausland.
Angebote unter **E 2** an den Verlag dieses Blattes.

Suche für meine Tochter, 22 Jahre, zur Weiterbildung im städtischen Haushalt eine Stelle als

Haustochter.

Pastor **Valentien,** Ditzum, Ostfriesland.

Die Prosaschule

von Dr. B. Christiansen (12.— M. in Halbleinenbatikband) gibt feines Stilgefühl und macht die Feder leicht.
Felsen-Verlag, Buchenbach-Baden

Ausnahme-Angebot!

		M
500	Bogen Repp-Billetpost	2.—
500	Hüllen dazu	2.50
100	Billetkarten	—.50
100	Bog. Konsum-Leinenpost mit Monogramm	2.—
100	Hüllen dazu	1.75
500	Postkarten großes Format	1.75
500	Bogen Kanzleipapier	4.25
500	Dienstumschläge	2.25
100	Schreibhefte holzfrei, auch Sütterlin	6.50
10	Rollen Toilettenpapier	1.60

Muster und Preisliste gratis!

J. Lissner,
Papier- u. Schreibwarenversandhaus,
Breslau 11, Nicolaistraße 133.

Wer kann und will helfen?

Ein evangelisches Elternpaar, Mittelschullehrer in Frankfurt a. M., hat plötzlich sein eigenes Kind (16jährigen Jungen) verloren. Es kann nicht ohne Kind sein und möchte gern ein solches, vielleicht auch Geschwisterpärchen, an Kindesstatt annehmen, um es mit seiner ganzen Liebe zu empfangen. Am liebsten wäre ihm Vollwaise, ohne Anhang. Bedingung, daß das Kind gesund und kräftig ist, von gesunden, im Charakter ganz einwandfreien Eltern und Vorfahren abstammt, gut begabt ist, da es die höhere Schule besuchen und später studieren soll. Alter und Geschlecht gleich, doch möglichst nicht unter 6 und über 16 Jahren. Bitte Bild beifügen. Anerbieten und nähere Auskunft durch Vermittlung von Pfarrer Veit, Frankfurt a. M., Fichardstraße 46.

Monatlich zwei Nummern — Im Inland vierteljährlich zu beziehen durch alle Postämter, im Ausland vierteljährlich nur durch Kreuzband vom Verlag unmittelbar — Halte-gebühr im Inland vierteljährlich vier Mark, im Auslande vier Mark plus Porto nach dem jeweiligen Posttarif. Einzelpreis der Nummer 75 Pf. — Anzeigengebühr: die viergespaltene Millimeterzeile 20 Pf., bei sogenannten kleinen Anzeigen (z. B. Stellungsgesuchen) 15 Pf. Größere Anzeigen nach Tarif. — Postscheckkonto Erfurt 23182.
Für Schweizer Bezieher: Postscheck Zürich Nr. VIII 12267 — Leopold Klotz Verlag, Gotha

Druck von Friedrich Andreas Perthes A.-G. Gotha

Die nächste Nummer der Christlichen Welt erscheint am 3. Februar

Dieser Nummer liegen bei: Prospekt **„Ernst Zahn"** (Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart) und Prospekt **„Töpel, Germanenglaube"** (Julius Klinkhardt, Verlagsbuchhandlung, Leipzig). Um angelegentliche Beachtung wird gebeten.